

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

043798/
1908
V

OTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

Bibliotek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

ahrgan
1908
Band 1



Bücher-Sammlung

von



An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren zweiunddreißigsten Jahrgang. Sie hat sich seit ihrem Bestehen überall eine große, von Jahr zu Jahr sich mehrende Zahl von treuen Freunden erworben durch den interessanten Inhalt ihrer stattlichen Bände sowohl, wie durch deren trotz der enormen Billigkeit glänzende Ausstattung.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt aber auch unsere „Bibliothek“ ihr Programm:

☛ jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu
☛ geben zur Anlegung einer wirklich ge-
☛ diegenen, spannendsten Unterhaltung
☛ und eine unerschöpfliche Fundgrube
☛ des Wissens zugleich bietenden

☛ Privatbibliothek ☛

☛ aufs allerbeste.

Unsere Darbietungen immer weiter zu steigern, ist unser stetes Bestreben; das neue, dem modernen Geschmack entsprechende äußere Gewand, der textliche Inhalt, wie der Bilderschmuck des neuen Jahrgangs sollen davon Zeugnis ablegen.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung. — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

Um auch bei Beginn des neuen Jahrgangs unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als außerordentlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir ein

prachtvolles Ölfarbendruckbild

Savoyardenmädchen

Nach einem Gemälde von N. Sichel

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur 1 Mark 50 Pf. pro Exemplar.



Bildgröße: 36 cm breit, 57 $\frac{1}{2}$ cm hoch:
Papiergröße: 46 cm breit, 67 $\frac{1}{2}$ cm hoch.

Dieses mit 15 Farbplatten gedruckte Kunstblatt (bedeutend verkleinerte Nachbildung siehe vorstehend) würde im Kunsthandel weit mehr kosten. Eine Besprechung des Bildes befindet sich auf Seite 240 des gegenwärtigen Bandes.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Siebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die **echte Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Badebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima



Mehrfach
prämiert.

Gold-Medaille
eto.

Sicilianische Roth-Weine

vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab **75 Pfg. per Liter.**

Konstanz zu
1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. **Mk. 2.50**
franco gegen Einsendung von

1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier „**10.—**

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10⁰ aus-
erlesenen Sorten incl. Verpack. **Mk. 15.40**

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine

verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.— per Liter**

1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco **Mk. 2.80.**

Garantie für Naturreinheit. Preisliste franco.

Ziegler & Gross,
Inh. Carl Aug. Ziegler,
Gr. Bad. Hoflieferant, Konstanz 59, Baden.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine
„Monopol“ d. R. G. M. unübertroffenes System.
Zum eleganten zweifaltigen Anlegen v. Kapseln
bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung
von M. 12.50 oder gegen Nachn. von M. 12.75.
Ziegler & Gross, Inh. Carl Aug. Ziegler,
Gr. Bad. Hoflieferant, **Konstanz 59.**



Illustrierte Preisliste
franko.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Bearbeitet von **R. Erbe**, Rektor des K. Gymnasiums in Ludwigsburg.

Zweite, durchgesehene und erweiterte Ausgabe.

42.—51. Tausend. Enthält rund **100 000 Wörter.** Gebunden 1 Mark 60 Pf

Verlangen Sie nur „**Erbes Wörterbuch**“.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Die Gesundheit. Ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung.

Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann.

Unter Mitwirkung von 52 ersten ärztlichen Autoritäten (Professoren und Privatdocenten der Universitäten des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns, der Schweiz etc.), herausgegeben von Prof. Dr. R. Kossmann in Berlin und Privatdocent Dr. Julius Weisk in Wien. 1650 Seiten Text mit 293 Abbildungen, 12 mehr- und 4 einfarbigen Tafeln. 2 stattliche Bände. In Weinwand gebunden 24 Mark, in Halbfranzband 26 Mark.

„Die Gesundheit“ ist das hygienische Hausbuch der Gebildeten. Es wurde, um jedem Zweige der Medizin eine gründliche Bearbeitung zu sichern, jede Spezialität einem hervorragenden Fachmann übertragen, und unter denen, die beim Zustandekommen des Werkes mitgedieft haben, befinden sich die glänzendsten Namen. So ist in der „Gesundheit“ ein Hand- und Nachschlagebuch geboten, das über das gesamte Gebiet der Hygiene auf wissenschaftlicher Grundlage und in jedermann verständlicher Weise unterrichtet, das uns lehrt, den Körper zu verstehen und ihn durch richtige Behandlung gesund zu erhalten, sowie eingetretene Schädigungen nach Möglichkeit auszugleichen. Das Werk umfaßt das gesamte Gebiet der Heilkunde, einschließlich des sexuellen, enthält alle Erzeugnisse der neuesten Forschung und legt Wert darauf, über die richtige Einwirkung von Bewegung, Luft, Licht, Wasser und Diät aufzuklären und zu deren Nützbarmachung anzuleiten.

So konnte das Werk nach mehrjähriger sorgfältiger Vorbereitung dem Publikum übergeben werden als einzig und unerreicht in seiner Art dastehend, als ein Hausbuch, das wertvoll ist für jedermann, auch für diejenigen, welche andere, ähnliche Werke bereits besitzen.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Von Dr. C. G. Voit,

weiland Professor der patholog. Anatomie in Leipzig. Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit 145 Abbildungen und 6 Farbtafeln. In Halbfranz gebunden 8 Mark.

Als ein unübertreffliches Muster klarer, leicht faßlicher und vollständigster Darstellung ist Professor Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen wohlberühmt. In meisterhafter und umfassendster Weise wird in ihm die gesamte Heilkunde gemeinverständlich gemacht. Es verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen Fragen unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse und zeigt die Mittel zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes. Nebst einem

Über künstliche Zähne. Von Dr. Wilhelm Suerfen senior, k. Preussischer Geheimer Hofrat und ehemaliger Hofzahnarzt in Berlin. Gekrönte Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Dritte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Gustav von Walthers-Suerfen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit 4 Einschalttafeln. Broschiert 2 Mk., elegant gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Die neue dreizehnte Auflage dieser gekrönten Preisschrift ist allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben ein großes Bedürfnis.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Mann und Weib.

Ihre Beziehungen zueinander
und zum
Kulturleben der Gegenwart.

Unter Mitwirkung hervorragender
Fachgelehrter volkstümlich dargestellt
und herausgegeben von

Prof. Dr. R. Kosmann und
Privatdoc. Dr. Julius Weiß.

ca. 1920 Seiten Text mit ca. 800 Ab-
bildungen und 48 Kunstblättern.

Vollständig in 48 Lieferungen
zu je 60 Pfennig.

Probehefte und Abonnements
in allen Buch- und Kolportage-
handlungen.

Illustrierte Musikgeschichte

von **Emil Naumann**, weil.
kgl. Professor u. Hofkirchen-
musikdirektor.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Herausgegeben und
bis auf die Gegenwart fortgeführt von **Dr. Eugen Schmitz**. 816 Seiten
Text mit vielen Abbildungen und Notenbeispielen, sowie 30 Kunstblättern
und 32 Extrabeilagen. Vollständig in 30 Lieferungen zum Preise von
je 50 Pfennig.

Die zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage berücksichtigt die neuesten Forschungen
und reicht bis zur Gegenwart.

Mathematik für jedermann.

Leichtfassliche Einführung
in die niedere und höhere
Mathematik. Von **August**

Schuler. Zweite Auflage. Mit 44 Abbildungen. Elegant gebunden
4 Mark 50 Pf.

Das Buch lehrt das Wesen der Mathematik richtig erfassen und mit Hilfe der
gegebenen Anleitungen sind auch schwierige Aufgaben leicht zu lösen.

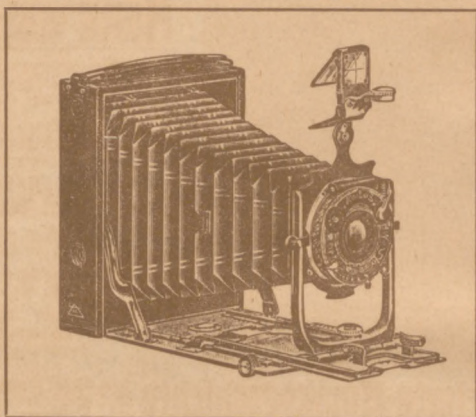
Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Handbuch
von **Friedrich von Hellwald**.
Fünfte, von **E. Wächtler** neu-

bearbeitete Auflage. 175 Seiten Text mit mehr als 590 Abbildungen
im Text und 57 Kunstbeilagen und Karten. 2 Bände. Elegant in Weinen
gebunden Preis 20 Mark.

Getragen von dem wissenschaftlichen und literarischen Ruhme Hellwalds tritt diese
fünfte Auflage hinaus in die Welt zu einer Zeit, in der alle Schichten unseres Volkes
der Kenntnis des Erdballs und seiner Bewohner das größte Interesse entgegenbringen
und in welcher Mangel an geographischem Wissen als Lücke in der Bildung des
Einzelnen schwerlicher empfunden wird als je. — Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“
hat bekanntlich bisher eine ungewöhnlich günstige Aufnahme in den gebildeten Kreisen
nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europas gefunden. Das Werk ist in acht
fremde Sprachen übersetzt worden und hat sich als Hausbuch im besten Sinne des
Wortes eingebürgert. Durch vollständige Neubearbeitung, zahlreiche neue, meist nach der
Natur aufgenommene Illustrationen, sowie neues Kartenmaterial ist Hellwalds „Erde“
wieder ganz auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Forschung gebracht und wird
als volkstümliches, dabei aber wissenschaftlich wertvolles Werk abermals viele neue
Freunde gewinnen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —



Wünsche „Minimal“.

Dauernde Freude
haben Sie an der
Amateur-Photographie
bei Benutzung unserer
Cameras

Verlangen Sie unseren neuen
Katalog Nr. 58 gratis und franko.

Emil Wünsche
Aktiengesellschaft f. photogr. Industrie
Reick b. Dresden.





Zu der Erzählung »Die verpfändete Herzogin« von Eugen Schmitt. (S. 76)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der ◻ ◻ ◻ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Erster Band.

Adolf J. Chytil
INZYNIER



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

013798



II
—

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgeſellſchaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der blaue Diamant. Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel)	5
Die verpfändete Herzogin. Eine Geschichte aus der Krinolinenzeit. Von Eugen Schmitt	68
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Die Viktoriahand. Beitrag zur Pflege der Frauen- schönheit. Von C. Brenkendorff	95
Mit 8 Illustrationen.	
Zwei Ausreißer. Novelle von Gustav Valenti . . .	111
Eine Matterhornbesteigung. Von Th. v. Wittem- bergk	151
Mit 8 Illustrationen.	
Schwedische Sitte. Eine Sommergeschichte von Julius Knopf	167
Bei den Telephonistinnen. Eine weltstädtische Ver- kehrsskizze. Von H. Giersberg	176
Mit 8 Illustrationen.	
Unser Nachbar im Weltenraum. Astronomische Skizze. Von H. Wolfram	190
Mit 19 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Was in einem »Wolkenkratzer« passieren kann . .	209
Neue Erfindungen:	
I. Ein neuer Schirm, der »Giebelschirm« . . .	210
Mit 2 Illustrationen.	
II. Saftpresse »Schnelleicht«	213
Mit Illustration.	
Die rettende Taschenuhr	213

	Seite
Die Furcht vor Fledermäusen	214
Liebesopfer	216
Schlagfertig	217
Die portugiesische Dynastie Braganza	218
Mit Illustration.	
Gegenseitige Überraschung	220
Die Wälder in den deutschen Kolonien	221
Geheimnisvolle Hinrichtungen	223
Kennzeichen falschen Geldes	227
Der neueste Riesenkran	227
Mit Illustration.	
Zuverlässige Angestellte	230
Magenmüdigkeit	230
Kinder als Helden	231
Geistreiche Antwort	234
Der Schmuck einer Milliardärin	234
Mit Illustration.	
Der Haß bei den Tieren	236
Sage von der Entstehung des Berges Watzmann	237
Verschollene Reisende	238
Savoyardenmädchen	239
Eine Heldenin der Mode	240





Der blaue Diamant.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

□ □

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Über Nacht war der See fest geworden. Am Vormittag wurde die Eisbahn eröffnet. Zwischen erlenbewachsenen Ufern, deren Schilfrand seine braunen Spitzen wie neugierige Ohren durch die weiße Decke reckte, lag die ebene Fläche spiegelglatt.

Die Musik spielte auf dem Eise und lockte mit schmetternden Tönen groß und klein zum Genuß der winterlichen Sportfreude. Am Ufer, auf den Bänken, entwickelte sich schon der fröhlichste Flirt. Bald saßen die Schlittschuhe fest an den Füßen — und fort ging's mit dem frischen Wind um die Wette, Hand in Hand.

Unter den bestgeschulden Läufern ragte eine Gestalt hervor, schlank und hochgewachsen, elegant in Kleidung und Haltung, Assessor Lepsius, Vertreter des beurlaubten Landrats. Im Bureau nannten sie ihn einen Streber ersten Ranges, im gesellschaftlichen Verkehr hielten die Leutnants ihn für eingebildet. Die junge Damenwelt fand ihn entzückend, und die Mütter spekulierten samt und sonders auf ihn als auf einen Schwiegerjohn mit Zukunft.

„Du wirst sehen, Mama,“ flüsterte eine hübsche Blondine ihrer argwöhnisch ausschauenden Mutter hastig zu,

„du wirst sehen, es dauert nicht lange, so kommt sie angerückt. Selbstverständlich kommt sie angerückt. Sie läuft ihm doch nach auf Schritt und Tritt. Alle Leute reden darüber.“

„Es ist ein Skandal!“ sagte Frau Forstmeister Grüzig, ihre scharfen Augen nach der Eingangspforte richtend. „Nach jetzt nur kein verdrossenes Gesicht, Milla — er jah soeben her.“

Fräulein Kamilla drückte vorsichtig den kleinen Muff gegen die Lippen. „Du weißt es ja, Mama, wie er mir von Anfang an den Hof gemacht hat. Sie neckten mich ja schon alle mit ihm. O, diese schlaue, tückische Gipskaze, die man doch nur aus Mitleid kennt! Und wenn die alte, faselige Präsidentin nicht wäre —“

„Lächle doch nur, Kind,“ raunte die tiefgekränkte Mutter. „Er sieht sich noch immer nach uns um.“

„Nach uns? Kirschkuchen! — Ob sie angetrabt kommt, danach äugt er,“ flüsterte Milla Grüzig, von der Bank aufspringend, indem sie der Forstmeisterin Arm heftig drückte. „Und ich habe ihn geliebt, geliebt, Mama! Ich könnte verrückt werden über diese bettelhafte Kaze!“

„Nun, wir werden bis zu Ende hier bleiben,“ entschied Frau Grüzig. „Und wenn — dann werde ich der Präsidentin die Augen mal aufknöpfen. Jetzt lächle — das steht dir gut, Milla.“

In diesem Moment durchfuhr sie ein zweiter Arm-druck wie ein elektrischer Schlag. „Da kommt sie! Da — siehst du nicht?“

„Unsinn! Lepsius kommt. — Still!“

Der Assessor begrüßte beide Damen in lebenswürdigster Weise. Er hatte anfänglich Interesse für die pikante Blondine mit den schwarzen Augen empfunden, im forstmeisterlichen Hause viel verkehrt und

damit den Grund zu Hoffnung und Enttäuschung gelegt. Dann aber kam ein Abend, an dem er ein ihm unbekanntes junges Mädchen vor den Roheiten eines Betrunknen schützte und sie heimgeleitete. Der Schleier lag so fest und dicht über ihrem Gesicht, daß das schwache Straßenlicht ihm nicht gestattete, die Züge darunter zu erkennen. Sie hatte ihm auch nicht die Hand gereicht, sondern nur mit leiser Stimme gedankt.

Als er sie wiederzusehen versuchte, folgte er lediglich seiner Neugier. Und als er sie endlich einmal traf, rasch hinschreitend und unter dem Schleier errötend bei seinem Gruß, fühlte er sein Blut lebendig werden in Herz und Schläfen. Und dann, in leuchtender Herbstschöne, ging er nicht mehr stumm an Renate Mildner vorüber.

Er hatte dann einen Besuch bei der kränklichen Frau Mildner abstatton wollen. Renate hat ihn aber, es nicht zu tun. Es gab ja so vielen Klatsch in Neustadt, und sie lebten so still, zurückgezogen von allem. Die kleine Pension der Mutter und ein paar Sprachstunden, welche Renate erteilte, das waren die Ausichten, welche das junge Mädchen mit stolzer Aufrichtigkeit und ungeschminkter Würde dem Manne ihrer ersten Liebe eröffnete — immer in dem Glauben, jede Begegnung werde die letzte sein.

Aber es kam eine Stunde, in der sie das Wort Liebe von seinen Lippen hörte im Dämmern des Wintermittags, als der Nebeldunst wie ein Traum geflossen kam und dicht und dichter die Seligkeit der Hingabe fürs Leben umwob.

Damals meinte Renate an seinem Herzen vor Glück sterben zu müssen. Sie fragte nicht, ob er glänzendere Ansprüche machen dürfte, als sie gewähren konnte, ob zwischen ihm und ihr irgend eine Ungleichheit bestände,

ob Entbehrung oder Überfluß ihr Loß an seiner Seite sein werde. Sie verriet das Geheimnis ihrer Liebe und ließ ihn schauen, was im tiefsten Herzen für ihn lebte.

Und er, der die herrliche Schönheit, die ihm im Arm ruhte, mit heißer Wonne sein eigen nannte, den die makellose Tugend und Würde der Geliebten begeisterte und entzückte — er dachte an kein Hindernis ihrer Ehe.

Mit dem ersten Kuß gehörte sie ihm, gab er sich ihr.

Es war wie ein Taumel, wie ein Fieberrausch, in dem er die letzten Tage verlebte. Wenn je etwas Bedrückendes sich in diese Wonne mischte, so war es der Gedanke, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt sich dem Ende näherte, und daß ein Tag kommen mußte, da er die heimlich-süßen Minuten des Beisammenseins nicht mehr erharren konnte. — —

Während er nun auf dem blinkenden Eise gesellschaftliche Höflichkeiten austauschte, mit keinem Blick die Ungeduld verratend, welche ihn nach der Geliebten verzehrte, glitt Renate Mildner an ihm vorüber, ohne aufzusehen, mitten ins Gewühl hinein und wieder hinaus ins Freie, wo sie träumerisch und in sich verloren dem Augenblick entgegenharrte, der ihn an ihre Seite brachte.

„Renate!“

Sie brauchte sich nicht umzuwenden. Er stand neben ihr.

„Endlich!“

Die Blässe ihres Gesichts färbte sich unter dem bewundernden Blick, mit welchem er ihre Gestalt umfaßte.

„Ich kam heute nicht gern,“ sagte sie mit lächelndem Ernst. „Es sind zu viele Augen und Ohren in der Nähe.“

„Ich muß dich aber sprechen!“ fiel er hastig ein. „Und länger sprechen als ein paar Minuten. Ich habe dir viel zu sagen. Gib mir die Hand — ich bitte dich! Mit vielen Damen bin ich schon so auf dem Eise herumgelaufen. Es wird nicht auffallen.“

Sie wollte es nicht, aber schon fühlte sie den festen Druck seiner Finger um die ihrigen.

„Wir werden uns bald nicht mehr treffen können. Meine Vertretung läuft in drei Tagen ab — dann muß ich fort!“

Gewußt hatte sie es ja längst, daß sein Aufenthalt hier nur vorübergehend war, dennoch erschrak sie bei dem Gedanken bis ins Herz hinein. „Du mußt wirklich schon fort?“ flüsterte sie, seine Rechte pressend.

„Es ist da noch manches zu besprechen,“ fuhr er hastig fort, „was mir, wenn ich dich für Minuten sah, so nichtsbedeutend, so profan erschien. Daß du mich liebst, und ich dich liebe — darüber hinaus gab es für mich kein Interesse. Aber nun, Renate, stehen wir vor einem Abschnitt. Dieser Abschnitt ist unsere Zukunft. Ich kann nicht sagen, wie sich die Verhältnisse gestalten werden, denn durch mich selbst kann ich noch keinen Hausstand gründen. Ich bin mittellos wie du, Renate.“

„Wir warten!“ fiel sie mit inniger Überzeugung ein.

„O, Renate — ein langer, verzehrender Brautstand!“ flüsterte er, ihre Hand verstoßen an seine Rippen drückend. „Ich ertrüg's nicht.“

„Aber was soll anderes werden?“ fragte sie mit überwältigender Schlichtheit und seelenvollem Aufschlag ihrer dunklen Augen.

„Ich hänge in meiner ganzen Laufbahn von meinem Stiefbruder ab, Renate,“ fuhr er, sich gewaltsam fassend, fort. „Er ist reich und, was das Geben betrifft, sehr

anständig. Wenn er sich für unsere Liebe interessiert, wird er uns zweifellos das Nötige jährlich geben, bis ich Regierungsrat geworden bin. Zu ihm fahre ich zunächst.“

„Wenn ich nur nicht gar so arm in dein Haus käme, Richard, und mit einer gar so geringen Aussteuer! Kenne es nicht Eitelkeit, es ist das peinlichste Gefühl meines Lebens. Ich werde Tag und Nacht darüber grübeln, wie ich es schaffen könnte.“

„Ich bitte dich, Kenate!“ fiel er hastig ein. „Woher das eine kommt, wird auch das andere kommen.“

„Ich aber mit leeren Händen,“ flüsterte sie leise. „Wenn ich in der Lotterie spielte!“

Er lachte. „O, Kenate, was sorgst du dich um Sofa und Sessel, wo wir noch nicht einmal die Stube haben, sie hineinzusetzen.“

„Ich will arbeiten, fleißig sein, wie ich nur kann,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Aber so ganz mit leeren Händen — es wird das schwerste Opfer sein, das ich unserer Liebe bringe.“

„Du weißt,“ sagte er, leidenschaftlich entzückt von dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge, „daß ich dich hier nicht küssen darf, sonst würdest du so dummes Zeug nicht sprechen.“

„Meine Mutter —“

„Ja, das wollte ich noch sagen, Kenate — morgen oder übermorgen komme ich zu euch. Da besprechen wir das noch einmal. Jedenfalls halte ich in aller Form um deine Hand an, ehe ich fortgehe. Nachher haben die Klatschmäuler Stoff für den ganzen Winter — was?“

Sie glitten so leicht und ebenmäßig nebeneinander her, so achtlos gegen die Außenwelt, so schön in jeder Bewegung ihres Körpers, als ob nicht eben jetzt ihr Schicksal in Frage stehe, nicht eben jetzt die

Schatten der Zukunft über den sonnenspiegelnden Weg fielen.

„Morgen ist mein schlimmster Studententag,“ sagte Renate glücklich lächelnd. „Aber gegen Abend —“

„Da bin ich zum Abschiedsessen eingeladen. — Also übermorgen! Abgemacht?“

Sie drückte seine Hand. „Abgemacht!“

„Die Ringe bringe ich gleich mit. Ich darf doch?“ fragte er, neckend in ihr errötendes Antlitz sehend.

„Wirst du auch nicht mehr an deine Aussteuer denken?“

„Doch,“ sagte Renate mit tiefer Innigkeit, „daran werde ich denken, bis ich wieder bei dir bin.“

„Lebe wohl! Auf Wiedersehen, mein stolzer Trostkopf, meine einzig Geliebte!“

„Auf Wiedersehen!“

Es wurde ihr plötzlich seltsam schwer, ihn von sich gehen zu lassen. Sie rief noch einmal seinen Namen.

„Richard!“ Sie sagte, was ihr gerade einfiel, nur um ihn noch ein Weilchen festzuhalten. „Dein Bruder, meintest du —“

„Das weiß ich jetzt schon,“ fiel er scherzend ein, „den bezauberst du! Zuerst durch einen Brief, dann in Person. Er hat nämlich die häßlichste Frau gehabt, die man sich vorstellen kann — eine wahre Ohreule. Aber von ihr kommt das Geld.“

Sie lachten beide, ein frohes, unbekümmertes Lachen, während er sich tief verneigte, den Hut lüftete und davonsauste.

Da war's Renate, als sei es nur ein Traum gewesen. Sie sah nichts mehr von aller Winterherrlichkeit. Langsam glitt sie am Uferrand unter dem kahlen Erlengezweig hin zur Bank und schnallte ihre Schlittschuhe von den Füßen.

Willa Grüzig, die in der Nähe der Bank vorüber-

fuhr, sprach ziemlich laut zu ihrer Begleiterin von Rendezvousplätzen und schamloser Kofetterie.

Kenate hörte es und hörte es doch auch wieder nicht.

Sie dachte an ihn.

Ihre Schlittschuhe am Arm ging sie den Weg zurück durch die winterlichen Straßen. Der Wind blies scharf um die Ecken und wehte stäubend über die beschneiten Dächer.

Gegen den Rücken der alten Stadtmauer lehnten sich bescheidene, kleine Häuser, wie vergessen von der Zeit, Häuschen mit ausgetretenen Steinstufen davor und häßlichen Eisenklinken an den Türen, die kein Öffnen und Schließen ohne gellendes Klingelzeichen gestatteten.

Ein dunkler Flur trennte zwei Wohnungen.

Über diese Treppe und durch diesen Flur schritt Kenate mit glückgeröteten Wangen.

Eine Karte, an die Wohnstübentür rechter Hand genagelt, würde den Geliebten übermorgen zu ihrem Heim führen.

Wenn er nur nicht erschrak vor der Dürftigkeit desselben!

Sie öffnete das Schloß und trat ein.

Die Sonne lag hell im Zimmer wie ein goldener Schleier. Rosenstöcke am Fenster gaben süßesten Duft, und ein Dompfaff im Käfig übte seine Melodien unermülich der Reihe nach.

Auf dem Fenstertritt vor dem Nähtisch saß eine zarte, blasse Frau und stichelte emsig Spitzenreste zusammen, die unter ihren geschickten Fingern Kragen- und Manschettenform annahmen.

Kenate, das Barett noch auf dem Kopf, beugte sich über die lächelnd Aufschauende. „Mutter — er kommt!“

Frau Mildner legte die Arbeit beiseite. „O, Kenate —“

„Ich will's dir erzählen, Mutter,“ sagte sie rasch, setzte sich auf den Trittrand zu Frau Mildners Füßen und erzählte, was soeben zwischen ihr und Lepsius erörtert worden war.

„Nun bist du glücklich, meine gute Kena,“ flüsterte Frau Mildner tiefbewegt.

„Glücklich, ja, Mutter,“ rief sie gepreßt. „Und auch nicht. Ich habe mich nie unserer Armut geschämt — du weißt es, Mutter. Heute aber fiel sie mir wie ein Stein aufs Herz. Wenn ich nur so viel hätte, daß ich ihm eine gute Aussteuer mitbringen könnte! Nur nicht so arm, so bettelarm in sein Haus ziehen! Du weißt nicht, was das für ein elendes Gefühl ist, Mutter.“

„Meine arme Kena,“ sagte Frau Mildner erschüttert. „Die Liebe gleicht das aus. Wenn er dich wirklich so liebt —“

„Daran zweifelst du doch nicht?“ rief sie aufspringend. „Er, der glänzende Partien aufgibt für mich! Wenn du ihn siehst, wirst du keinen anderen Gedanken mehr haben, als daß er edel, großherzig und“ — sie küßte Frau Mildners Wange — „ganz und gar närrisch verliebt in deine Tochter ist.“

Schweigend drückte ihr die Mutter die Hand.

Kenate ließ den scherzenden Ton fallen. „Du weißt, wenn mir sonst etwas Demütigendes entgegentrat, gab ich meinem Stolz einen Ruck, und ich bemerkte es nicht. Das nannten die Leute hochmütig.“

„Allerdings,“ sagte Frau Mildner lächelnd und nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, „du trugst schon als Kind den Kopf sehr hoch.“

„Ja, es sollte niemand sehen, was mir wehtat, sich niemand freuen, wenn er mich verletzte. Ach, Mutter, wäre ich häßlich gewesen, gern hätten sie mich in Ruhe gelassen. Aber daß ich es nicht war, siehst du, das

war immer der leidige Grund, mich anzufeinden. Wenn ich wenigstens dumm und faul gewesen wäre!“ fuhr sie spöttisch fort. „Aber ich lernte gern, und es wurde mir nicht schwer. Ich dachte immer an mein Mutterchen und an die Zeit, wo ich ihr eine kleine Hilfe in die lieben Hände drücken konnte.“ Sie nahm die Hand ihrer Mutter und küßte sie mit heißer Zärtlichkeit. „Maja, siehst du, Mutterchen — und nun komme ich mir Richard gegenüber wie ein Bettelmädchen vor, dem zuliebe er sich an die Freigebigkeit seines Bruders wenden muß. — Doch lassen wir das jetzt. Soll ich dir in der Küche helfen, Mutter?“

„Alles fertig, Kind! Aber — die Präsidentin war hier. Du sollst morgen nachmittag zum Tee kommen. Ich nähe dir eben den Kragen zurecht auf dein schwarzes Kleid; es kann ein bißchen Auspuß gebrauchen.“

„Ich möchte lieber nicht hingehen.“

„So unartig darfst du nicht sein, Rena. Die Präsidentin war die erste, welche dir den Unterricht ihrer Kinder anvertraute. Sie behandelt dich auch stets wie ihresgleichen. Du bist mehrmals eingeladen worden. Selbstverständlich gehst du hin — das wäre noch schöner!“

„Du hast recht wie immer, Mutterchen,“ sagte Renate seufzend.

Frau Mildner sah der schlanken Gestalt nach, wie sie durchs Zimmer schritt und in der Schlafstube nebenan verschwand.

Wie hießen die Klippen, die diesem schönen jungen Geschöpf drohten? Wo legte das Schicksal ihr seine Fanggruben und Fußeisen, darin das Beste im Menschen sich verirrt und verblutet? Wo flackerten ihr jene Truggebilde, die in die Tiefe locken und verlöschen, wenn die erste Träne fällt?

Zweites Kapitel.

Ein Damentee bei der Frau des Landgerichtspräsidenten v. Testarp gehörte zu den Ereignissen des Städtchens und nur ganz unumstößlichen Gründen entsprang jeweilen eine Absage.

Diesmal wurde er einer neu zugezogenen und frisch in die Geselligkeit aufgenommenen Dame zu Ehren anberaumt, deren Reichtum ihr überall den glänzendsten Empfang sicherte.

Es war die Witwe eines Arztes, die in ihrer Turmvilla ausgezeichnete Dinners zu geben beabsichtigte, und von deren Perlen und Brillantschätzen in der gesamten Damenwelt die fabelhaftesten Gerüchte im Umlauf waren.

Frau v. Testarp, eine lebenswürdige und feingebildete Frau, hatte nicht versäumt, der jungen Lehrerin ihrer Kinder, deren Schönheit sie bewunderte und deren Talente sie anerkannte, einen neuen Beweis ihrer Achtung zu geben, indem sie sie ebenfalls zu dem offiziellen Tee aufforderte, obwohl sie recht gut wußte, daß Kenates Zugehörigkeit zu dieser Festversammlung keineswegs unbeanstandet zugegeben ward.

Während in den verschiedenen Wohnungen die neuesten Seidenkleider und Spizentoiletten angelegt wurden mit dem festen Vorsatz, die besten Freundinnen damit etwas zu ärgern, stand Kenate wie entrückt am Fenster vor den blühenden Rosenstöcken, den ersten Brief des Geliebten in der Hand.

Es waren nur wenige Zeilen, rasch geschrieben und von einer Photographie begleitet. Den Brief wußte sie auswendig, ihn schloß sie ein. Aber von dem Bilde, daraus ihr Richards geistvolles Gesicht entgegen sah, konnte sie sich nicht trennen.

„Kena, du kommst sicher zu spät! Du kannst doch nicht warten, bis alle versammelt sind. Das sähe anmaßend aus, Kind!“

„Nein — aber dies hier nehme ich mit.“ Sie hob das Bild an ihre Lippen und küßte es.

Sie drückte ihr Pelzbarett auf das Haar, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, und wandte sich der Tür zu. Plötzlich blieb sie wieder stehen, zog die Photographie nochmals hastig aus der Kleidertasche hervor und küßte sie wiederum.

„Mutter, wenn ich doch hier bleiben könnte, bei dir und ihm! Du glaubst nicht, was ich darum gäbe! Was soll ich unter Leuten, die mich über die Achsel ansehen, weil ich für Geld — Schon gut, schon gut, Mutterchen,“ unterbrach sie sich hastig. „Gast recht. Ich bin schon fort. Adieu!“ —

Wenige Minuten später schritt sie die Treppe des vornehmen Hauses hinauf.

Wohnzimmer und Salon der Präsidentin trugen heute eine Art Staatsgepränge. Der angenehme Duft frischgebackener Kuchen, die auf den Sofatischen neben Zuckerboxen und Sahnekannen standen, verbunden mit der wohlthätigen Wärme des japanisch beschirmten Ofens, verfehlte nicht, den belebendsten Einfluß auf die Rede- und Freude der Anwesenden auszuüben.

Das heutige Paradedstück fehlte noch: die Millionärin, von welcher Frau Forstmeister Grützig in aller Eile die merkwürdigsten Sachen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte. Daß sie Nachts ihr Gesicht mit dünn geschnittenem rohen Kalbfleisch bedeckt trage, des zarten Teints wegen, und tagsüber unsichtbare Klammern, um die Stirnhaut glatt zu erhalten, daß sie ihrer französischen Zofe monatlich zweihundert Mark zahle — worüber eine junge Amtsrichtersfrau Schwindelanfälle

bekam —, daß sie dreimal täglich in die Badewanne steige und, um ihre Perlen bei schönem Schmelz zu erhalten, Nachts ein halbes Duzend dieser Schnüre um ihren Hals wickte.

Bei solch hochgehender Spannung der Gemüter wurde Renates Eintritt als der einer Unbefugten fast unliebsam empfunden.

Frau Grüzig murmelte abbrechend etwas von zu vielen Ohren, die sie, ihrer Augenrichtung nach, aus dem Pfeilerspiegel aufwachsen sah, indes die Präsidentin, freundlich wie immer, Renate entgegenging und deren Handkuß mit gütigen Worten in Empfang nahm.

Renate hatte recht. Wäre sie häßlich und unscheinbar gewesen, niemand hätte sich die Mühe genommen, ihr Abneigung entgegenzutragen. Aber wie sie unter all den gepuhten und selbstbewußten Frauen und Mädchen stand, denen die Stellung des Gatten und Vaters den Weg ebnete, schöner in ihrem schlichten schwarzen Kaschmirkleid als sie alle und vornehmer in ihrer Zurückhaltung als die Übermütigste unter ihnen, forderte sie den Neid unabsichtlich heraus, mochte er auch unter Gleichgültigkeit und Geringschätzung verborgen bleiben.

Jetzt drang vom Korridor ein Rauschen her, als ob der Herbstwind in dürren Blättern raschelt. Das Zimmermädchen öffnete die Tür so weit als möglich unter dem jähen Verstummen der ganzen Versammlung.

Frau Charlotte Kleber trat ein und mit ihr ein penetranter Parfümgeruch, welcher fortan aus jeder ihrer Bewegungen wie eine Wolke geflossen kam. Eine große, starkknochige Dame mit gewöhnlichen, rosa-gepuderten Zügen. Übermäßig elegant und kostbar gekleidet in pflaumenfarbigen Samt mit gelblichen Spitzen. Was an ihrem Halse, ihren halbnaekten Armen und in ihren Ohren funkelte, war allerdings von so



wunderbarer Pracht und Kostbarkeit, daß Renate wie geblendet auf dieses Meer von roten und grünen Blitzen sah.

Über diesem Blitzen vergaß man, daß Frau Kleber bis zur Ungebühr hatte auf sich warten lassen, vergaß man, daß sie vor der Frau Staatsanwalt selbstverständlich aufs Sofa glitt, hörte man aufmerksam an, was sie alles an Neuigkeiten und Toilettegegenständen aus Paris mitgebracht und zu welcher fabelhaften Preisen.

Frau Grüzig, welche ihr liebenswürdig die Sahnkanne reichte, zählte in aller Geschwindigkeit an den beringten Fingern, welche den Griff anfaßten, sieben Brillantringe.

Bergebens versuchte die Präsidentin, welcher jedes Parvenüwesen durchaus unsympathisch war, das Thema zu wechseln. Es half nichts, man drang neugierig in die Familienverhältnisse der Dame ein.

„So ganz allein zu stehen in Ihrem Alter!“ sagte Frau Grüzig schmeichelnd. „Wenn wenigstens eine Schwester —“

„Ich habe keine mehr,“ fiel Frau Kleber ein, unter einem wahren Blitzregen um ihre Fingergelenke ein Stück Kuchen eintauchend.

„Tot?“ Es klang wie Trauer aus dieser Frage.

„Ich habe bloß noch einen Schwager.“

„Das ist wenig.“

„So? Meinen Sie? Er wird nächstens ein Regiment bekommen.“

Frau Grüzig war geschlagen. Sie zog sich mit ihrer Tasse zurück.

Renate ging fast alles, was gesprochen wurde, verloren. Eine seltsam zugespitzte Aufmerksamkeit hielt sie gefangen, eine Verwirrung der Gedanken, die sie nicht abschütteln konnte.

Es war ihr, als funkelten die Juwelen ihr zum Hohn, als suchten sie mit ihrem Licht die Stelle ihres Herzens zu treffen, die wehthat und immer weher, wenn sie die Hand gegen die Tasche drückte, darin Richards Bild verborgen lag.

Plötzlich ward um sie herum allgemeiner Aufstand, der sie mit vorwärts zog an den Älteren-Damen-Tisch, wo Frau Kleber ihre Brillantschätze nach sanfter Nötigung zur Ansicht herumreichte.

Die großen blauschimmernden Steine in ihren Ohren waren so schön, daß sie diese handgreifliche Bewunderung vielleicht entschuldigten. Unter Ausrufen des Entzückens gingen sie von Hand zu Hand.

Unwillkürlich streckte auch Renate die ihrige danach aus.

Ein einziger solcher Stein — und alle Not um eine Aussteuer war gehoben, das bittere Gefühl gänzlicher Mittellosigkeit von ihr genommen!

Hatte sie den Stein länger in der Hand behalten als andere? Lächelte man vielfach darüber? — Schon ging ein Armband, ging der zweite Ohrring die Reihe herum.

Dann ward alles seiner Besitzerin zurückgegeben.

„Bitte, noch den zweiten Ohrring, meine Damen!“

Zweiten Ohrring? Wer hatte ihn denn noch?

Sie sahen sich alle verblüfft an.

Die Präsidentin befand sich in sichtlicher Unruhe.

Im nächsten Moment saß und kniete alles auf dem Teppich, die Diensthöten traten mit Besen und Stöcken an, Möbel wurden abgerückt, dieweil Frau Klebers geschmücktes und ungeschmücktes Ohr in immer lebhafterer Röte entbrannte.

„Nein, so etwas!“

„Ich gab ihn sicher weiter!“

„Ich doch ganz gewiß!“

Kamilla Grüzig brach in Tränen aus. „Aber, Mama —“

„Meine Damen,“ sagte Frau Kleber mit scharfer Stimme, ganz unfähig, sich länger zu beherrschen, „nehmen Sie meine Erregung nicht übel. Der Stein ist, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, achttausend Mark wert.“

„Achttausend Mark?!“

Die Verlegenheit der Damen wuchs bis zur Ent-rüstung.

„Wer hat ihn denn zuletzt in der Hand gehabt?“

„Ich nicht. Ich nahm ihn, sah ihn an und gab ihn sofort weiter.“

„Aber es muß ihn doch jemand zuletzt gehabt haben?“

„Frau Amtsgerichtsrat, bitte — Sie vielleicht?“

„Ich denke gar nicht daran. Wie kommen Sie darauf, Frau Hauptmann? Wie kommen Sie gerade auf mich? Das ist mir sehr unangenehm.“

„Nicht unangenehmer als uns, ganz sicher nicht.“

„Na, so etwas!“ rief Frau Kleber abermals, das leere Ohrläppchen immerfort befühlend, als hoffte sie, den Stein damit wieder an seine Stelle zu locken.

„Mir ist die Sache,“ sagte die Präsidentin, die Kampfesstimmung der Damen mit Besorgnis wachsen sehend, „bis zu diesem Augenblick völlig rätselhaft. Ihnen zu sagen, wie schmerzlich es für mich als Wirtin ist, Sie alle so in Unruhe versetzt zu sehen, ist wohl unnötig. Ebenso ist es wohl unnötig, zu versichern, Frau Kleber, daß der Stein sich bei ruhigem Forschen finden muß.“

Ihre sonst so klare Stimme bewies durch leises Bittern, in welcher Unruhe und Besorgnis sie sich selbst befand.

„Jetzt, meine Damen,“ rief die Frau Staatsanwalt mit einem sehr gelungenen Versuch, dem Ernst der Situation eine scherzhafte und zugleich praktische Wendung zu geben, „schlage ich vor, wir erheben uns alle. Bitte! Die Kleider schütteln.“

Im Nu standen sämtliche Damen und schüttelten, daß die Seide rauschte und die Spitzen flogen. Nur Frau Kleber paradierte im Sofa, die Hand am leeren Ohr.

„Jetzt, meine Damen, bitte, alle Taschen hier auf dem Tisch umkehren — eins, zwei, drei!“

Mit unaussprechlicher Erleichterung führten die Nächststehenden dieses Manöver aus. Die Tischplatte wurde im Eifer fast gestürmt.

Taschentücher, Börsen, Fläschchen, Kämmchen, Schlüssel —

Als Renate in die Tasche griff, fiel ihr das Bild ein, welches unverhüllt darin steckte und zuallererst herausfallen mußte.

Sie zauderte — sie allein. Und eine höchst unzeitgemäße Röte glitt über ihre Wangen.

Es war ja Unsinn. Sie sollte morgen dieses Mannes Braut werden. In der nächsten Minute wäre ihr Erschrecken so weit behoben gewesen, daß sie diese geringere Unannehmlichkeit der weit größeren vorgezogen hätte. Aber hier in diesem Moment, in dieser kritischen Lage genügte das leiseste Zögern, genügte auch nur der Anflug einer Verlegenheit.

Zu verwirrt und zu benommen von der Hast, mit welcher diese ganze Szene sich entspann und entwickelte, begriff sie ihre Lage nicht, sonst hätte das erlöste Atemholen der Anwesenden ihr einen Schlag ins Herz gegeben, das brutale Hohnlächeln der Millionärin und die erstaunten, verächtlichen Blicke ringsumher sie niedergeschlagen.

Die Präsidentin, obwohl aufs tiefste betroffen und eine Sekunde lang verstummt, machte dem gewitterschwülen Schweigen ein Ende.

„Frau Kleber, ich werde das Vergnügen haben, Ihnen morgen Ihren Ohrring persönlich zuzustellen. Meine Damen, besten Dank für Ihre Bemühungen. Wollen wir nun diesen kleinen Jahrmarkt wieder aufräumen?“

Mit unaussprechlicher Befriedigung griffen alle nach ihrem Eigentum. Die Tischplatte war leer.

Man setzte sich von neuem.

Diese Mildner war wirklich eine nette Pflanze! Dazu mußte sie eingeladen werden!

Kenate lag die Annahme, man könnte in ihr die Diebin sehen, immer noch so himmelfern, daß sie, auf ihren Platz zurückgehend, nur das Bewußtsein, sich ungeschickt benommen zu haben, in sich trug.

Erst die unsichtbare Schranke, welche die Inhaberrinnen des Jungen-Mädchen-Tisches im Nu zwischen sich und ihr zogen, Kamilla Grüzig an der Spitze, machte ihr die beginnende Verfemung klarer.

Die jungen Damen hatten plötzlich alle das Bedürfnis, nur noch intime Unterhaltungen zu zweien zu führen, jeden Augenblick etwas außerhalb ihrer Plätze zu besichtigen und die Stühle um Kenate freizulassen, sich gegenseitig scherzend an die Taschen zu fassen und sich ängstlich dabei zur Wehr zu setzen.

Kenates Stolz, der nie sehen ließ, was ihr wehthat, behielt auch dieser jugendlichen Grausamkeit gegenüber die Oberhand.

Es war ja bare Unmöglichkeit, ihr, die sich um jedes Marktstück so redlich mühte, ihr, der demnächstigen Braut eines allbegehrten Mannes, auch nur andeutungsweise eine so gemeine Handlung zuzutrauen. Aber dennoch

gärte allmählich eine Angst in ihr auf, die ihr die parfümierte Luft im Zimmer schwer gegen die Brust drückte.

Sonst war sie von der Präsidentin aufgefordert worden, etwas zu spielen oder ein Lied zu singen — nichts davon heute. Wenn sie zu jenem Tisch hinübersah, starrten ihr die Augen der Millionärin mit Grimm und Hohn entgegen, sah sie zur Seite, spürte sie vielfagende Blicke wie Nadelspitzen auf sich ruhen.

Wie qualvoll langsam zog die Zeit dahin!

Sollte sie aufstehen? Fortgehen? Sprechen? Schweigen?

Als das Ausbruchsräuschen endlich laut ward, zog es sie unter den ersten mit hinaus. Aber ein Wink der Präsidentin hielt sie fest.

„Ich möchte über die Stunden morgen vormittag noch ein paar Worte —“

Sie blieb also zurück.

Endlich fiel die Tür hinter der letzten Dame zu. Frau v. Testarp und sie waren allein.

Kenate schwebte die Erklärung ihres Zauderns auf der Zunge, als die Präsidentin sie mit eindringlicher Stimme ansprach.

„Fräulein Mildner, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, etwas anzuvertrauen —“

Da war es Kenate, als bliebe ihr der Atem in der Kehle stecken.

„Anzuvertrauen? Sagen? Was? Glauben Sie —?“

Die Sprache ging ihr aus.

„Ich bitte, nur keine Szene jetzt!“ sagte Frau v. Testarp mit mühsam unterdrückter Erregung. „Ich habe schon genug gelitten und wünsche zur Ruhe zu kommen. Fräulein Mildner, es wäre nicht das erste Mal, daß Jugend und Unvorsichtigkeit — Unvorsichtigkeit, meine ich, in der Bewegung —“

Aus Kenates Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Ihre Zähne schlugen hörbar gegeneinander.

„In gewissen Fällen ist es bedenklich,“ fuhr die ruhige und doch so unbarmherzige Stimme fort, „sich von falschen Empfindungen leiten zu lassen, wodurch fatale Dinge erst an die große Glocke gehängt werden. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß mein Mann und ich nicht in der Lage sind, einen Gegenstand im Wert von achtausend Mark zu ersetzen, aber ich muß es sagen, denn dieser Umstand fällt mit ins Gewicht.“

Kenate preßte die Hände gegen die Lippen, um deren Beben zu unterdrücken. Endlich fand sie die Sprache wieder, ihren Stolz, der sich gegen diese infame Beschuldigung empörte.

„Ich bin Gast in diesem Hause, gnädige Frau,“ sagte sie, sich höher aufrichtend, „so gut wie jede andere Dame es heute war. Als Gast habe ich also auch den Anspruch, in diesem Hause nicht beleidigt zu werden. Hätte ich geahnt, was mir hier Unerhörtes zu stoßen sollte —“

„Ich bitte nochmals,“ warf die Präsidentin, in Betracht ihrer angespannten Nerven und der unerschwinglichen Höhe des Objektes, schärfer ein, „ich bitte nochmals, sich jeder Erregung zu enthalten und meine gute Absicht nicht zu verkennen. Es gibt Mittel und Wege, welche eine momentane Geistesstrübung —“

Kenate war es, als wanke der Boden unter ihren Füßen. Sie dachte jetzt nicht mehr an das Bild in ihrer Tasche, dachte nur noch an die Schande, welche man auf sie warf, und die sie aus eigener Kraft nicht unter die Füße treten konnte. „Sie wissen nicht, was Sie mir antun,“ flüsterte sie, „antun in Ihrem Hause! Ich muß Mittel suchen, diese Anklage —“

„Ich habe kein Wort von Anklage gesagt,“ unter-

brach Frau v. Testarp sie mit schroffer Betonung. „Drehen Sie gefälligst den Spieß nicht um.“ Die Unmöglichkeit, morgen früh ihr Versprechen zu halten und Frau Kleber den Ohrring zuzustellen, riß ihre Zurückhaltung fort. „Sie werden doch zugeben, daß Ihr Verhalten im höchsten Grade auffallend war!“

„Ich werde noch den Verstand verlieren,“ murmelte Renate, nach der Thür schwankend.

Frau v. Testarp, im Interesse ihrer Familie und Unantastbarkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung, vertrat ihr, vor unterdrücktem Zorn erglühend, den Weg. „Ich frage noch einmal: Haben Sie mir nichts anzuvertrauen? Ich mache mich noch einmal erbötig, Fräulein Mildner,“ sagte sie mit zunehmender Angst vor dem kommenden Morgen nachdrücklichst, „zu vermitteln. Es gibt Fälle, wo spätere Einsicht nutzlos ist, besonders dann, wenn man zuvor alles zurückgewiesen hat, was Sympathie und Mitgefühl erwecken könnte. Damen, welchen auf unerwartete Weise große Verluste zugemutet werden, pflegen sich auf gesetzlichem Wege Recht zu verschaffen. Alles wäre zu verhüten bei etwas Einsicht und Vertrauen mit Hintansetzung von falscher Scham und falschem Stolz.“

Renate, während dieser zerschmetternden Worte vor sich hin starrend, als ginge ihr die Fähigkeit ab, den Sinn derselben zu fassen, richtete sich mit mühsam erzwungener Würde auf. „Wenn ich mich so weit vergäße, auch nur ein Wort zu meiner Verteidigung zu sagen in einer Sache, die ich um Ihre Willen bedaure, so verdiente ich das, was mir in Ihrem Hause, von Ihren Gästen und von Ihnen, Frau Präsidentin, angedichtet worden ist. Nun mag geschehen, was da wolle — ich bin fertig.“

Sie faßte unsicher nach dem Türgriff und stützte

sich sekundenlang darauf. Dann verließ sie unter dem ebenso verzweifelten als zornigen Blick der Präsidentin das Zimmer.

Die Jungfer, über das Vorkommnis längst orientiert, dank ausgetauschter Bemerkungen der sich ankleidenden Damen, machte sich neugierig im Korridor zu schaffen, als Renate wie im Fieber Paletot und Barett vom Riegel nahm, rührte aber nicht die Hand zur Hilfeleistung.

Renate bemerkte es nicht. Nur fort! Fort erst aus diesem Hause!

Von dieser Sehnsucht gejagt, eilte sie die Treppe hinunter und weiter durch die halbdunklen Straßen, in denen der Nordwind um die Ecken pfiff, als wollte er ihr die Luft benehmen.

Einen Moment packte sie das Verlangen, in Richards Wohnung zu eilen, ihre Not in seine Hände zu legen und Schutz bei ihm zu suchen.

Es war ein wahnsinniger Gedanke, dessen Ausföhrung ihrem Ruf den Gnadenstoß versetzt hätte.

Aber Lepsius war ja nicht daheim, wie er gestern gesagt hatte.

An seinen dunklen Fenstern eilte sie vorüber, gepeinigt von neu aufsteigender Angst, wie die kränkliche Mutter diesen Schlag ertragen würde.

Mit der Lampe in der Hand stand Frau Mildner beim Anschlagen der Haustürglocke an der Zimmerschwelle, zum liebevollsten Empfang bereit.

Renate empfand einen Stich im Herzen, als sie das blasse, lächelnde Gesicht sah, dem die nächsten Minuten so bittere Tränen expressen sollten. Sie versuchte es, der Mutter die Lampe abzunehmen, aber ihre Hände zitterten.

„Aber, Kind, so zu laufen!“

Der freundliche Vorwurf machte die erlittene Schmach wie eine Brandwunde in Kenates Seele schmerzen. „Mutter,“ sagte sie und starrte in das Lampenlicht, „gib mir deinen Rat. Wir beide haben ihn nötig, du ahnst nicht, wie sehr nötig!“

Und dann erzählte sie. Je mehr sie sprach, desto weiter rückte in ihrer Empfindung der elende Verdacht von ihrer eigenen Person ab, so daß sie mit fester Stimme den Hergang bis ins kleinste ausmalte und schilderte — ihr Entzücken an dem Kleinod, ihr Zaudern, sich so schnell von ihm zu trennen, und ihr verhängnisvolles Schwanken im entscheidenden Moment.

Frau Mildner, in atemloser Spannung die gefalteten Hände immer höher hebend, verwandte keinen Blick von dem durchgeistigten Antlitz ihrer Tochter, dessen Todesblässe furchterweckend ward.

„Kena, um Gottes willen, nimm's dir nicht so zu Herzen!“

Sie glaubte selbst nicht an das, was sie anriet, denn ihr eigenes Herz schlug hämmernd vor Angst.

„Es kann ja nur ein Irrtum sein, Kind. Der Wert des Steines hat die Dame erschreckt.“

„Nein, Mutter, ich war die Armste,“ sagte Kenate mit heißer Bitterkeit. „Wie hätte Frau v. Testarp je gewagt, einer anderen Dame das zu sagen, was sie mir gesagt! Was will ich denn dagegen machen? Was kannst du machen?“

„Der Stein braucht sich ja doch nur zu finden, hier oder dort, irgendwo, heute oder morgen, oder wann immer!“ rief Frau Mildner mit zitternder Stimme.

„Und wenn er sich nicht findet?“

„Warum zeigtest du der Präsidentin nicht das Bild, sagtest, daß du morgen Braut sein wirst?“

„Meinst du denn, Mutter“ — Kenate erfaßte in

plötzlicher Eingebung ihren Arm — „sie hätte mir geglaubt? Ich konnte den Ohrring ja versteckt haben — längst, nicht wahr? Deshalb kann man immer ein Bild in der Tasche gehabt haben und noch haben. O, Mutter, was hat das Bild jetzt noch damit zu tun! Sie wagen es, mir den Diebstahl zuzutrauen, mit Bild und ohne Bild, das ist der Kern. Sie wagen es, an die Möglichkeit meiner Unredlichkeit zu glauben, an die Unlauterkeit meiner Gesinnungen. Was kümmert mich der Wert des Steines!“

„Aber warum soll er sich denn um Gottes willen nicht wiederfinden?“ rief Frau Mildner, mit Mühe ihre Tränen zurückhaltend. „Laß mich hingehen und im Salon der Präsidentin danach suchen.“

„Sieh dich vor!“ lachte Renate mit scharfem Hohn. „Man wird dich so ohne weiteres nicht allein darin lassen.“

Hier brach Frau Mildner in Schluchzen aus. „Ich allein bin schuld, ich drängte dich zu gehen. Wärest du zu Hause geblieben, Welch ein Glück für uns beide! — Aber ich will versuchen,“ rief sie hastig aufspringend, „will für dich eintreten. Wie heißt die Frau, welcher der Brillant gehört?“

Renate, in Gedanken versunken, murmelte mechanisch: „Kleber.“

„Kleber?“ fragte Frau Mildner aufhorchend. „Charlotte Kleber? Heißt sie mit Vornamen Charlotte?“

„Ich glaube,“ flüsterte Renate vor sich hin starrend.

„So ist noch Hoffnung,“ sagte Frau Mildner, die Hand gegen ihr schwaches Herz drückend. „Wenn es die Charlotte Kleber ist, die ich meine, so ist zwischen uns eine Art Verwandtschaft. Ich kenne sie ja nicht näher, aber ich will ihr sagen —“

Renate schrak auf. Eine Borneswolke flog über

ihre Stirn. „Was willst du ihr sagen? Daß ich keine Diebin bin? — Und verwandt bist du mit diesem Geldproß? Inwiefern denn, Mutter?“

„Gib mir meinen Hut,“ bat Frau Mildner mit drängender Hast. „Ich gehe.“

„Du gehst?“ rief Renate mit scharfem Lachen. „Und sie, sie zeigt dir die Tür!“

„Dann weiß ich nichts mehr,“ flüsterte Frau Mildner, total erschöpft von Schmerz und Aufregung. „Dann müssen wir Lepsius morgen abwarten.“

„Ja,“ sagte Renate, und ein überwältigend schöner Glanz stieg in ihren dunklen Augen auf. „Richard wollen wir erwarten und seiner Liebe unsere Not anvertrauen.“

Drittes Kapitel.

Das Abschiedsessen für den Landratsamtsverweser Lepsius, dessen Fortgang allgemein bedauert ward, war glänzend verlaufen.

Man hatte den Assessor nie so froh und heiter gesehen wie an diesem Abend, da die Erfüllung seiner Wünsche sich mit Riesenschritten näherte und damit die Gewißheit, den größten Teil des morgenden Tages an Renates Seite verleben zu können.

Er freute sich jetzt schon auf die erstaunten Gesichter, wenn die Tatsache seiner Verlobung schwarz auf weiß die Kunde machte und Renate damit in ihrer gesellschaftlichen Stellung bedeutend gehoben ward, er freute sich, sie den schönen Kopf noch etwas höher tragen zu sehen als bisher, freute sich an dem Gedanken, sie mit ihm gemeinsam höhere Ziele anstreben zu wissen.

Manches schäumende Glas leerte er auf dieses heimliche Entzücken, leerte er auf Renates Wohl.

Präsident v. Testarp, außer Dienst der angenehmste Gesellschafter und ein gastfreier Mann, hatte Gefallen genug an dem jungen Mann gefunden, ihn für den angebrochenen Abend zu sich zu laden, eine Abschiedszigarre mit ihm und noch einigen anderen Festteilnehmern zu rauchen.

In bester Stimmung erreichten die Herren das Haus des Präsidenten und schritten scherzend die Stufen hinauf, über welche kurz zuvor Renate in dumpfer Verzweiflung geeilt war.

„Einen Augenblick!“ sagte Herr v. Testarp, „ich will nur meine Frau benachrichtigen.“

Im Salon brannten noch die Gasflammen, in wüstem Durcheinander standen die Möbel herum.

„Was bedeutet denn das, Luise? Ich habe einige Herren mitgebracht und —“

Die Präsidentin, rot und heiß vom Rücken und Suchen, erhob sich vom Boden. „Denke dir nur, Adalbert, was bei uns passiert ist!“ — Und sie erzählte, was sich zugetragen hatte.

Testarp, anfangs das Prozedentum der Kleber belächelnd, nahm sehr bald eine ernste Miene an. „Das ist eine recht fatale Geschichte!“

„Der Ohrring ist nicht da. Jetzt ist kein Winkel mehr ununtersucht,“ rief Frau v. Testarp. „Was soll ich morgen sagen?“

„Könnt ihr Frauen denn nicht ein paar blitzende Steine sehen ohne das Verlangen, sie in die Finger zu nehmen?“ sagte der Präsident aufs tiefste empört. „Soll ich etwa den Stein ersetzen? Habe ich achtausend Mark auf die Straße zu werfen? Zunächst kündigst du der Mildner den Unterricht sofort auf — das ist das erste.“

„Und dann?“

„Dann laß Frau Kleber zusehen, wie sie wieder zu ihrem Ohrring kommt. Das ist ihre Sache. In unserem Hause ist er nicht. Mag sie suchen, bis sie ihn findet — oder auch suchen lassen.“

„Du meinst?“ fiel Frau v. Testarp erschreckt ein.

„Ich meine gar nichts,“ sagte der Präsident, trotz seiner ablehnenden Haltung schwer beunruhigt, „als daß du uns etwas Bier und Brötchen hereinschickst — und dann selbst den Herrn guten Abend sagst. Etwas Tolleres ist mir noch nicht passiert im eigenen Hause!“ —

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ sagte er, in sein Zimmer tretend, wo seine Gäste ihn stehend erwarteten, „wenn ich warten ließ. Aber was ich soeben gehört habe, geht über den Spaß. — Nun, da kommt meine Frau! — Erzähle es doch selbst den Herren, liebe Luise. Es ist kaum zu glauben!“

„Ich bin noch so außer mir,“ sagte die Präsidentin, jedem die Hand reichend und bittend, mit ihr Platz zu nehmen. „Wenn ich auch aus Rücksicht auf ein sonst unbescholtenes Mädchen die Verdachtsmomente verschweigen wollte, der Damenkreis, welcher Zeuge war, wird dieses Schweigen schon aus Rücksicht auf mich und mein Haus nicht bewahren, am wenigsten wird dies die so schwer Geschädigte tun.“

Dann erzählte sie das Vorgekommene.

„Ich war selbst wie vom Donner gerührt, als ich Fräulein Mildner, nachdem sie den Stein mit sichtlichem Verlangen auffällig lange betrachtet, tief erröten sah und dann der Aufforderung zum Umkehren der Taschen widerstreben —“

Richard Lepsius glaubte einen Schlag mitten im Gesicht zu spüren, so heftig zuckte er zusammen. „Wer? Von wem ist die Rede? Wer soll —“

„Die schöne Mildner hat sich vor allen Damen

mehr als verdächtig gemacht," sagte der Präsident verbrießlich. „Meine Frau trieft immer von Menschenliebe und erntet dafür die schönsten Nackenschläge.“

Lepsius war unfähig, ein Wort zu äußern.

„Stille Wasser sind manchmal tief," sagte der Justizrat Bangenberg achselzuckend und zündete nach eingeholter Genehmigung der Dame des Hauses behaglich seine Zigarre an.

„Das weiß der liebe Himmel!" rief der Präsident. „Was ich von Frau Kleber —“

„Kleber?" fragte Lepsius, wie aus einem Traum erwachend. „Um Charlotte Kleber handelt es sich?"

„Kennen Sie die Dame, Herr Assessor?" fragte Frau v. Testarp.

„Auf einer Hochzeit habe ich sie vor längerer Zeit gesehen," sagte er ausweichend. Ihm brauste ein Sturm in den Ohren, das Licht flimmerte vor seinen Augen.

„Sie ist, wie ich hörte, ein Draufgänger," fiel der Landrichter Zeller ein. „Die wird Lärm schlagen! Geizig soll sie nebenbei sein wie ein Hamster.“

„Na, hören Sie," sagte der Präsident hastig. „Achttausend Mark! Das ist doch kein Pappenstiel.“

„Stellen Sie sich nur meine Lage vor," sagte Frau v. Testarp, immer wieder die Farbe wechselnd, „wenn ich morgen hingehen muß und —“

„Schreibe!" warf der Präsident kurz ein. „Was hast du nötig, wegen einer fingerfertigen Dame diesen fatalen Gang zu tun.“

Lepsius, im Begriff leidenschaftlich aufzufahren, fühlte ein lähmendes Erinnern diese Wallung niederzwingen. Renate hatte Tag und Nacht ihre Gedanken zerquält um Beschaffung einer Aussteuer, hatte mit ihrem Stolz und ihrer Liebe unaufhörlich Kämpfe durchrungen, wollte nicht mit leeren Händen kommen.

Es war ja Wahnsinn, eine solche Kombination auch nur mit einem Gedanken zu streifen, Verrat war es, Selbsterniedrigung. Aber gegen diese Einsicht lehnte sich etwas auf — viel besser als Feigheit war's nicht, das ihm die Ehrenrettung in die Kehle zurückzwang — den sofort an dieser Stelle kundzugebenden Entschluß, durch Veröffentlichung seiner Verlobung Kenates Sache zu der seinigen zu machen.

Er fühlte es in seiner gedankenlosen Verwirrung nicht, daß diese, wie er glaubte, flüchtige Zurückhaltung das Band zwischen ihm und Kenate jählings zerriß. Denn was er jetzt nicht zugestand beim ersten Verdacht, der sich hervorwagte, wie sollte er das zugestehen, wenn morgen das Gerücht sich wie eine giftige Schlange durch alle Straßen, alle Häuser wand?

„Herr Assessor Lepsius ist ganz verstummt,“ sagte Frau v. Testarp, welche Klatsch genug von einem Flirt zwischen ihm und Kenate gehört hatte.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich halte die ganze Geschichte für irrig aufgefaßt, ich —“

„Irrig aufgefaßt?“

Er fühlte, wie tief er ins Unrecht geriet, wie weit er sich von jener gestrigen Abschiedsstunde entfernte. Es packte ihn Wut und Haß gegen sich selbst. Und doch schwieg er.

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Präsident mißvergnügt. „Was sich die Spazken morgen auf den Dächern zupfeifen werden, was einen unerhörten Skandal in unserem Hause hervorrief, was Gott weiß was für Scherereien noch hervorrufen wird — irrig? Irrig ist nur die Annahme, daß ich für den Verlust aufkommen müßte. Der Staatsanwalt, wenn er darum bemüht wird, wie Kollege Zeller glaubt, mag sehen, wie er damit zurechtkommt.“

Es wäre Lepsius ein Göttergeschenk gewesen, einen körperlichen Schmerz zu empfinden, nur nicht das elende Gefühl in seiner Brust.

„Hatten auch schon ein bißchen Feuer gefangen — was?“ neckte der Justizrat ihm zuträufelnd. „Ist auch ein famoscs Mädcl. Ich werde mich ihr zum Verteidiger anbieten.“

Lepsius ballte die Hand. Niederschlagen hätte er den Sprecher mögen, der es wagte, Renates Ehre auch nur mit einem Scherzwort anzutasten — und doch befaun er sich, daß sein Auftreten jetzt, wo er zuvor geschwiegen, nur falsche Vermutungen wachrufen konnte.

Der Nachtwind trieb Schneeflocken vor sich her, als er über den Marktplatz seiner Wohnung zuschritt. Irgendwo bellte ein ausgesperrter Hund in abgerissenen Tönen. Sonst alles still und leer, wie ausgestorben.

Lepsius graute es vor der Nacht, die vor ihm lag. Und wenn die Nacht vorüber war, graute ihm vor dem Tag, der herandämmerte. Die Sehne seiner Schneidigkeit und Energie war lahm gelegt, als er sein Zimmer betrat.

Bisweilen, wenn er im rastlosen Auf- und Niederschreiten stehen blieb und in das Lampenlicht starrte, strich er sich hastig über die Stirn, als läge ein drückender Traum darauf, der zu Ende gehen mußte.

Er ging aber nicht zu Ende.

Und in diesem fieberhaften Druck durchlebte er die ganze heimliche Seligkeit seines ersten Begegnens mit Renate, ihres Wiedersehens und Wiederfindens bis zu jener Stunde des ersten Kusses, bis zu seinem kaum verhaltenen letzten Liebeswort.

Und eine Sehnsucht ohnegleichen erfaßte ihn, zu ihren Füßen niederzusenken: Vergib! Laß Narren

zweifeln — meine Liebe ist stärker, mein Glaube fester als Mißtrauen und Neid!

Aber war sein Wollen denn allmächtig?

Die inbrünstige Sehnsucht konnte doch nicht Herrin sein über alle Forderungen des Lebens, der Zukunft.

Wenn auch nur der Schatten eines Verdachtes auf Renate als seiner Gattin ruhen blieb, nicht für ihn selbst, sondern für die Gesellschaft, dann waren seine Aussichten auf Lebenszeit vernichtet. Man würde ihn irgendwo unterbringen, wo er als Arbeitsmaschine alt und grau werden konnte und in Vergessenheit geriet.

Und was würde das Glück sein, welches er Renate verhiß? Hatte er keine Verpflichtungen gegen seinen Stiefbruder, dem er alles verdankte? War ein vorübergehender heißer Schmerz nicht dem langsamen Verbluten vorzuziehen?

Ein Heer von Fragen, eine brennender und zerschmetternder als die andere, durchjagte sein Gehirn bis zum Morgengrauen, als er endlich zu bleiernem Schlaf niedersank.

Da sah er im Traum Renate, von stacheligen Nesseln und Dornen umgeben, über die hinwegzutreten er den Mut nicht fand.

Als er erwachte, fiel kalter Sonnenschein ins Zimmer.

Lepsius fühlte sich wie gerädert am Körper, aber seine Willenskraft erstand. Er wollte für Renate handeln, das letzte versuchen zu ihren Gunsten.

Viertes Kapitel.

Frau Lotte Kleber hatte gleichfalls eine unruhige Nacht hinter sich gebracht. Sie war grimmig aufgereggt vom Damentee nach Hause gestürmt und hatte dort

vor den Diensthoten eine Szene sehr unfeiner Art aufgeführt.

„Mich soll jemand wieder in solch Teegeschlabbere kriegen! Am liebsten hätten sie mir noch die Kleider vom Leibe gezogen. Solche Person überhaupt einzuladen! Na, ich werde der Mamsell das Handwerk legen. Wenn mein Ohrring bis morgen früh zehn Uhr nicht hier ist, übergebe ich die Sache dem Staatsanwalt.“

„Den schönen blauen Stein hat sie gewiß nicht mehr im Hause,“ warf die Jungfer klatschfüchtig ein. „So dumm wird sie doch nicht sein!“

„Dann hat sie wenigstens einen Flecken weg, den sie sich nicht wieder abwäscht,“ rief Charlotte Kleber, ihr leeres Ohrläppchen heftig reibend. — —

Gegen neun Uhr früh erschien dann die Präsidentin nach ehelichem Zwist mit ihrem Gatten, der diesen Büßergang für absolut überflüssig erklärte.

Sehr bleich und nervös betrat sie den luxuriös ausgestatteten Salon, in welchem Frau Kleber alsbald in einem rauschenden Morgenkleid von roter Seide erschien, ein kokettes Häubchen auf dem Kopf.

„Na —?!“ rief sie schon von weitem.

„Ich komme selbst,“ sagte Frau v. Testarp mit vornehmer Haltung, die sie auch in diesem kritischen Moment nicht verließ, „des jungen Mädchens halber, auf welches ein so häßlicher Verdacht, hoffentlich unbegründet, fiel. Ich kenne die Mutter, ich kenne die Häuslichkeit. Nicht das geringste war bis dahin an der Tochter anzusehen.“

„Na — und?“ rief Frau Kleber, ihre geschmückten Hände übereinander legend. „Mein Stein?“

„Ich habe nochmals alles gründlich durchsucht —“ sagte die Präsidentin leise,

„Nicht da! Ih, wo wird er denn!“ lachte Frau Kleber gellend auf. „Natürlich ist er nicht da!“

„Er ist nicht zu finden. Es tut mir unbeschreiblich leid — für Sie und für die Verdächtige.“

„Na, dann wollen wir mal andere Saiten aufziehen!“ rief Lotte Kleber. „Dann wollen wir mal sehen, was der Staatsanwalt dazu sagt.“

„Ich bitte Sie, bitte Sie inständigst,“ fiel Frau v. Testarp erschüttert ein, „Großmut walten zu lassen. Wollte Gott, ich könnte Ihnen die achttausend Mark hier auf den Tisch legen! Sie sind reich, sagt man —“

„Sagt man nicht nur, bin ich!“ rief Lotte Kleber selbstbewußt. „Aber deshalb brauche ich doch nicht achttausend Mark mir nichts dir nichts ans Bein zu binden. Ach nein, so dumm bin ich nicht! Wenn das bei jedem so fortginge — na, ich danke!“

„Ich habe darauf nichts mehr zu sagen,“ erwiderte die Präsidentin, sich mit ungeschminelter Geringschätzung erhebend, „und bedaure, meines Mannes Rat nicht befolgt zu haben, der mir von diesem Besuche dringend abriet. Wie sich die anderen Damen zu Ihrer letzten Bemerkung stellen werden, ist abzuwarten.“

Sie hielt es nicht für nötig, den Kopf zum Gruß zu neigen, sondern ging stolz aufgerichtet aus der Tür.

Frau Kleber sah ihr etwas verblüfft nach. „Paß!“ murmelte sie. „Hochmütiges Paß! Unverschämte Person! Dich werde ich gerade um Erlaubnis fragen!“

Sie ging, ihre lange Schleppe rauschend hinter sich her ziehend, zu einem kostbaren Schreibtisch, auf dem ein kleines Vermögen in Rippen aufgeschichtet stand.

„Her mit dem Staatsanwalt! Das wird ein netter Spaß werden, wenn die ganze Teegesellschaft als Zeugen erscheint, Frau Staatsanwalt mit der umgekehrten Tasche an der Spitze!“

Sie klingelte.

„In den Briefkasten! — Ich werde auch noch Grobheiten einstecken — da wartet drauf! — Übrigens, Manette, es wäre möglich, daß die Mamsell — wie heißt sie doch? — selber käme. Sofort an die Luft setzen! Verstanden?“

Sie war so ergrimmt, weniger noch über den verlorenen Diamanten als über die Geringschätzung ihrer Persönlichkeit, daß sofort ein Abkühlungsbad für sie hergerichtet werden mußte, nach welchem sie energisch frühstückte und sodann das Toilettenwerk in Angriff nahm.

Der letzte Stiefelknopf war noch nicht geschlossen, als ein scharfes Läuten ertönte. „Aha! Da ist sie schon! Na, ich will ihr helfen!“

Das Mädchen überreichte eine Karte, deren Namenszug Frau Kleber mit ganz besonderem Eifer überflog.

„Ein bildschöner Herr!“ sagte die Jungfer mit dreister Vertraulichkeit.

„In den Salon! Ich komme.“

Sie goß noch ein paar Tropfen Parfüm auf ihr Taschentuch und trat duftumflossen in das Staatsgemach.

„Sieh mal an!“ sagte sie mit einem Gemisch von Spott, Befriedigung und Schelmerei. „Da findet der Herr Assessor doch noch den Weg in die Turmvilla, ohne daß er sich, wie er wahrscheinlich fürchtete, die Füße verrenkt hat. — Na, bitte, nehmen Sie Platz! Ich bin nicht mehr so glücklich gewesen, etwas von der werten Familie zu hören, seit die da oben“ — sie wies auf ein Ölgemälde über dem Diwan, welches eine häßliche Frau in kostbarem Rahmen darstellte — „seit die da das Zeitliche gesegnet hat. Ja, die Tinte ist sehr rar

in der werten Familie. So etwas wie Interesse gibt's nicht. Selbst wenn man wochenlang mit einem am selben Orte ist, macht man sich die Stiefel nicht naß, um guten Tag zu sagen."

"Ich erkenne den Vorwurf an," sagte Richard Lepsius rasch. „Die Bekanntschaft war indessen so kurz und vorübergehend —“

„Na ja! Aber die beiden Gelegenheiten waren nicht gerade von Pappe — Hochzeit und Begräbnis. Da pflegt man sich in der Familie etwas näher zu rücken, besonders wenn das Testament den Herrn Gemahl zum Universalerben einsetzt. Ich habe es nicht der Mühe für wert gehalten, dieses Testament anzugreifen — lieber Gott, ich habe genug. Aber dafür, daß Karoline so eine Art überflüssiges Anhängsel war, so eine Art lästige Zugabe —“

„Sie wissen oder könnten es wissen," sagte Lepsius, seinen aufquellenden Born meisternd, „daß mein Bruder nie der Mann sein kann, einer Frau, der er so viel verdankt, unwürdig zu begegnen, um wie viel weniger einer Frau, die ihn bis an ihr Ende geliebt, verehrt und bewundert hat.“

Die breiten Lippen von Frau Charlotte Kleber verzogen sich spöttisch. Sie verriet nicht, daß sie den Gatten ihrer Schwester einst leidenschaftlich für sich begehrt und noch nach dem Tode dieser Schwester sehr sichere Hoffnungen gehegt hatte, ihre Stelle einzunehmen, ja daß sie jetzt noch für dieses Ziel alle Segel aufzuspannen bereit war und dieserhalb ihre Vernachlässigung seitens der beiden Brüder tatsächlich schwer empfand.

„Sie hat sich ihm ja geradezu aufgedrängt," sagte sie, „die kleine, häßliche Närrin. Ihm ihre Million vor die Füße gelegt. Da griff er zu — natürlich. Zu so

was läßt man sich ja nicht lange bitten. Daß sie piepsig und leberleidend war, war gar nicht so uneben.“

„Ich bitte Sie dringend,“ fiel Lepsius ein und in Versuchung, aufzuspringen und fortzueilen, „meines Bruders makellose Gesinnung mit keinem Wort anzugreifen.“

„Ich spreche von der kleinen, häßlichen Närrin da oben,“ sagte sie, nach dem Bilde zeigend. „Sie glaubte, solchen Mann blind machen zu können. Es ist erstaunlich, daß Ihr Bruder nie auf den Gedanken kam, auch anderen Mädchen zu gefallen, die ebenso schwer wogen an Vermögen.“ Sie hatte ihre scharfen Augen immer nachhaltiger auf Lepsius gerichtet. „Wie sie ihn gesehen hatte, ging's gleich los. Diesen oder keinen! Weiß ja alles. Ich sagte damals: ‚Du bist verrückt, mein Kind.‘ Und zu unserem Vater sagte ich: ‚Eine verdient Prügel. So ein dummes Ding! Den aller schönsten Mann muß sie haben.‘ Hat's ihm ja direkt sagen lassen, sie brenne darauf, Frau v. Saldorf zu werden. Die alte Klatschpastete hat's auch richtig bestellt. Vier Wochen drauf war Eine Braut.“

Frau Kleber entfaltete ihr Spizentuch mit dem penetranten Geruch und fächelte sich das Gesicht.

„Was Sie mir da erzählen,“ sagte Lepsius, mit seinen Handschuhen beschäftigt, um das erhitzte Antlitz eine Weile lang nicht ansehen zu müssen, „bestärkt mich nur in der Gewißheit, daß mein Bruder seine ritterliche Pflicht gegen Ihre Schwester keinen Moment außer acht ließ. In die Geheimnisse dieser Ehe bin ich nicht befugt zu blicken — und würde, hätte ich es getan, darüber keine Auskunft geben. Die Akten hat der Tod geschlossen. Das war es auch nicht, was mich herführte.“

„Das nicht? So! Na, was denn, lieber Richard,

wenn's mir erlaubt ist, meinen Schwippschwager so, wie sich's gehört, anzureden?"

Es war ihm fast unmöglich, nach den Qualen dieser Nacht und dieses Vormittags und nach dem, was soeben zur Sprache kam, seiner Bitte Worte zu geben. „Sie haben gestern einen Verlust erlitten —“

„Wissen Sie schon etwas darüber?“

„Ich weiß nur, daß ein hoch über allem Verdacht stehendes Mädchen dadurch verunglimpft worden ist. Und meine Bitte geht dahin, alle Versuche, nach dieser Richtung hin Aufklärung zu schaffen, zu unterlassen. Was sind Ihnen achttausend Mark mehr oder weniger! Aber hier steht der gute Name, die ganze Zukunft eines armen Mädchens auf dem Spiel. Es ist bereits so viel geschehen, so vernichtend viel gesprochen, so grausam geurteilt worden, daß, wenn Sie Rache üben wollen, der jetzige Erfolg Sie schon zufrieden stellen kann. Was haben Sie davon, wenn zwei Menschen für etwas, was Sie spielend verschmerzen, Ehre und Existenz verlieren? Wollen Sie meine Bürgerschaft dafür annehmen, daß Renate Mildner unschuldig im Verdacht steht?“

„Na, nu hört sich doch alles auf!“ rief Lotte Kleber mit aufrichtigem Staunen, welches sogar ihre sächelnde Hand außer Bewegung setzte. „Ich werde immer mehr baff. Die kommt — der kommt. Jedes tut, als ob man achttausend Mark im Kinnstein fände, und dabei haben sie selber nicht den achten Teil im Tischkasten. Und ich soll mir auf der Nase herumtanzen lassen!“

„Ich interessiere mich für dieses Mädchen,“ sagte er mit schwer verhüllter Geringschätzung.

„Das ist sehr hübsch von Ihnen und kann mir ganz egal sein,“ rief Frau Kleber. „Ihr Schöntun verpflichtet

mich doch nicht dazu, achttausend Mark einfach durch die Lappen gehen zu lassen!“

„Ich verpflichte mich, die Summe an Sie abzuführen — in Raten. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Sind Sie jetzt befriedigt?“

Sein Herz hämmerte wieder gegen die Brustwand, denn er fühlte, daß er nicht viel besser handelte als diese Frau, der er in Raten seinen Treubruch und Renates Schmerz abzahlen wollte, er fühlte, daß alles, was er an Hoffnungen und Beschönigungen an diesen Vorschlag knüpfte, Selbstbetrug war, ein Betäubungsmittel, den Gewissensbrand in ihm zu dämpfen.

„Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, daß ich mir wegen achttausend Mark den Kopf nicht abreißen werde,“ erwiderte Lotte Kleber, sich in ihrem Sessel zurücklehnd. „Zweimal so viel könnte mir auch Wurst sein. Aber ich lasse mich nicht ausrauben.“

„Sie nehmen meinen Vorschlag nicht an?“ rief Lepsius mit einem Gefühl der Angst und des Abscheus, als legten sich die beringten Finger vor ihm um seinen Hals und preßten ihm die Luft aus. „Das bißchen Humanität wollen Sie nicht üben? Sie berufen sich auf unsere Verwandtschaft, steifen sich sogar darauf — und bei der ersten Gelegenheit, sich verwandtschaftlich zu betätigen, machen Sie kehrt?“

„Wissen Sie, Herr Assessor Lepsius,“ sagte Frau Kleber schwer gereizt, „um mir die Leviten zu lesen, brauchen Sie sich die Sohlen nicht noch zu guter Letzt naß zu machen. Morgen verdunsten Sie ja wohl schon? Wenn ich alle Ihre Liebchaften mit achttausend Mark bezahlen soll —“

„Ich verbitte mir das!“ rief Lepsius aufspringend.

„Wenn Sie sich nicht so aufs hohe Pferd setzten, wär's besser. Sie haben doch noch keinen Pfennig

festes Gehalt. Wo sollen denn die Raten herkommen? Doch von dem Gelde der da oben! Na, das imponiert nicht gerade. Daselbe Geld höre ich alle Tage klingen.“

„Sie sind eine Frau,“ sagte Lepsius, sich mit Gewalt zusammennehmend, obwohl ihm alle Farbe aus dem Gesicht wich. „So mögen Sie reden, was Sie wollen.“

„Na, wenn das der Fall ist,“ fiel Lotte Kleber mit zornbebender Stimme ein, „dann will ich Ihnen noch sagen, daß es auf die Betreffende kein schönes Licht wirft, wenn junge Männer ihretwegen Lärm schlagen, um Geld zu schaffen. Man kommt da auf absonderliche Gedanken von wegen dieses Interesses. — Beißen Sie mich nur nicht, Herr Assessor! Immer hübsch vorsichtig sein, ehe man schimpft!“

„Mir fehlen die Worte,“ stieß Lepsius mühsam hervor, seinen Sessel bis mitten ins Zimmer zurückschiebend, „eine solche Bosheit zu charakterisieren. Jeder Begriff fehlt mir dieser Rachsucht gegenüber.“

Aber inmitten seiner überschäumenden Entrüstung schwieg die Richterstimme nicht in ihm, Renate durch seine Zurückhaltung selbst in dieses Licht gestellt, Flecken an sie gebracht zu haben, von denen ein einziges Wort, zu rechter Zeit gesprochen, sie befreit hätte.

Trotzdem sprach er auch jetzt dieses Wort nicht.

„Es wird überall mit Wasser gekocht,“ sagte Lotte Kleber spöttisch, obwohl die Bewegungen ihres Taschentuches in Sturmfächeln ausarteten. „Andere Städtchen — andere Mädchen! Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, dann — Oder haben Sie vielleicht 'ne andere Bitte? Diesmal kann ich nur mit einer Haussuchung dienen. Der Staatsanwalt ist schon in Kenntnis gesetzt. Auf mir Holz hacken lassen, lieber Assessor, das gibt's nicht.“

Er antwortete nicht mehr. Ohne sie noch eines Blicks zu würdigen, verließ er das Zimmer. —

Der Schnee fiel jetzt in großen Flocken hernieder. Eine schwarzgraue Wolke hing tief über der Stadt, so tief und schwer, als könne kein Sonnenstrahl je wieder das trostlose Dunkel erhellen.

Vom Turm der Stephanskirche schlug die Mittagsglocke zwölf Schläge. Vom Wind zerrissen, hallten sie in Absätzen über die beschneiten Dächer hin. Jeder Schlag ein Mahnruf an Richard Lepsius, ein Gewissenshieb, daß zu dieser Stunde Renate und ihre Mutter seiner verheißenen Werbung harrten.

Er kämpfte, während er hastig vorwärts schritt, mit sich selbst den härtesten Kampf, den Leidenschaft und Selbstsucht je gekämpft. Was die Leidenschaft mit heißen Farben malte, übermalte die Furcht vor den Folgen, die Scheu vor der öffentlichen Meinung mit gespenstischem Grau.

Ein Regierungsassessor mit einer Braut, die im Verdacht des Diebstahls gestanden wegen eines verschwundenen Diamanten, einer Braut, auf welche jedes Kind sich erdreisten durfte mit dem Finger zu weisen, machte ihn für ein weiteres Fortkommen in seinem Beruf unmöglich.

Und wenn auch alles eine große, nichtswürdige Lüge war, der Verdacht war Wirklichkeit. Und für die Welt ist der Schein oft wichtiger als die Wahrheit.

In diesem Kampfe mit sich selbst griff Lepsius immer wieder nach dem Zweifel, der ihm doch rettungslos in der Hand zerbrach: Renates Sehnsucht, eine Aussteuer zu besitzen.

Unsinn war es, frevelhafter Unsinn! Was ihn zurückschreckte, war die Scheu vor dem Urtheil der Gesellschaft, in der er lebte.

Hier bog die Straße ab zur Stadtmauer hin, an deren Nesten sich die kleinen, stillen Häuschen angesiedelt hatten, deren eines ihm heute zum Hafen des Glückes und zum Tempel der Liebe hatte werden sollen.

Lepsius mußte die Augen schließen vor innerer Qual. Aber dennoch schlug er den Weg zur anderen Seite ein, der nach seiner Wohnung führte.

Es litt ihn nicht mehr an demselben Ort mit Kenate, deren Unglück ihn zum Treubruch drängte. Im aller-tiefsten Grunde seines Herzens glimmte jetzt sogar eine Befriedigung auf — wie ein Funke nur, aber doch ein Funke — daß er noch nicht zu weit gegangen war, um sich geräuschlos zurückziehen zu können.

Er packte seine Koffer, schrieb ein paar Abschiedskarten an seine bisherigen Tischgenossen und verließ mit dem Nachmittagszug die Stadt für immer.

Fünftes Kapitel.

Über Kenates brennende Lider war kein Schlummer gesunken. So oft ein Anwehen des Schlafes über sie glitt, fuhr sie wie aus schreckhaftem Traume empor, als ob draußen, wo der Wind um die Fensterladen raschelte, ein finsternes Etwas ums Haus schlurste. Und wenn sie die Augen wieder schloß und die Hände gegen das unruhige Herz drückte, hörte sie das Pochen des Holzwurmes wie ein Uhrticken durch die Stille hallen, Ticken der Totenuhr, die ablaufen will.

Als die Nacht ihre schwarzen Fäden mit dem falben Morgengrau verwob, erhob sich Kenate leise, ging ins Wohnzimmer, öffnete den Fensterladen und atmete erleichtert die kalte Frühluft.

Auf dem Tische lag Richards Bild, um dessen Ge-

heimhaltung willen die Schande über sie herein-
gebrochen war. Sie hob es auf und küßte es und drückte
es an ihre Augen.

Sie litt nicht, daß Frau Mildner den Fuß in die
Küche setzte, das Frühstück wie gewöhnlich zu bereiten.
„Es tut mir gut, Mutter, wenn ich beschäftigt bin,“
rief sie.

Aber sie sagte nicht, daß Frau Mildners mattes
Aussehen sie beängstigte und antrieb, möglichs-te Ruhe
und Schonung um sie walten zu lassen.

Der Postbote gab zwei Briefe ab.

„Von wem, Kind?“ fragte Frau Mildner, ihre
Tasse niederlegend.

Kenate betrachtete die Aufschriften. Es ging ihr
wie ein Stich durch alle Nerven. Aber sie bezwang
sich und lächelte. „Das — konnte ja nicht ausbleiben,“
sagte sie, rasch nach ihrem Stuhl greifend, um das
Zittern der Hände zu verbergen.

„Von der Präsidentin doch nicht?“ fragte Frau
Mildner, totenblaß aufschauend.

Kenate nickte. Ihr war sterbenselend zu Mut,
aber sie lächelte wieder. „Nun, als Richards Braut
hätte ich ja doch keine Stunden mehr geben können.“

„Der andere Brief?“

„So ähnlich.“

Sie neigte sich tief über ihre Tasse, daß diese erste
Träne unbemerkt bliebe.

„Sie werden das noch fällige Honorar mit der
Post senden. Nun haben wir uns wieder ganz, Mutter,
wie damals.“

Sie wußte, daß der jammervolle Gesellschafts-
kodex nicht einer einzigen Familie gestatten würde, der
Achterklärung fernzubleiben, die von oben herab über
sie verhängt ward, sie wußte, daß damit eine erhebliche

Verminderung ihrer Einkünfte sich verknüpfte. Aber diese schreiende Ungerechtigkeit konnte ihren Stolz nicht beugen, auch nicht ein Titelchen Selbstachtung ihr rauben.

„Sei getrost, Mutter,“ sagte sie, die weinende Frau in ihren Armen aufrichtend. „Richard wird sein Ansehen zu gebrauchen wissen. Er darf nicht merken, daß du so verzagt bist einer Lüge halber.“

Die Minuten schlichen hin, der Tag rückte vor. Die Glocken läuteten die Mittagsstunde ein.

Kenate hatte alles getan, ihr kleines Heim so einladend wie möglich zu gestalten. Sie wußte selbst nicht, bis zu welcher Fieberglut ihre sehnstüchtige Ungeduld stieg, während sie lauschend am Fenster stand vor den blühenden Rosenstöcken und in das wilde Schneetreiben hinausah.

„Jetzt, Mutter! Das ist sein Schritt!“

Ein Vorübergehender war's, der nichts davon ahnte, welche Enttäuschung er bereitete.

Die Hausglocke schrillte.

„Kind, er kommt!“

Kenate eilte zur Flurtür und riß sie auf.

Ein Hausierer bot seine Ware an.

„Richard war es nicht, Mutter.“

Sie warteten und warteten.

„Laß uns essen, Mutterchen!“ sagte Kenate guten Muts und mit felsenfestem Glauben an das Manneswort des Geliebten. „Es war töricht von mir, ihn jetzt zu erwarten, habe ich ihm doch selbst gesagt, er solle lieber Nachmittags kommen. Er weiß ja, ich gebe auswärts Unterricht.“ --

Der Nachmittag kam, das Kaffeegeschirr war längst abgeräumt, die Lampe brannte.

Kenate schritt auf und nieder, den Blick fragend auf das Zifferblatt der Wanduhr gerichtet.

Es peinigte sie kein Zweifel, aber etwas tat ihr weh in der Brust. Lepsius hatte es sonst so eilig gehabt, pünktlich zu sein und keine Minute Beisammenseins zu versäumen. Warum ließ er heute, da er doch schon längst wissen mußte, daß für sie Leumund und Ehre auf dem Spiele standen, so lange auf sich warten?

Sie sah auf ihre Mutter, die mit fiebernden Augen das Türschloß anstarrte, welches sich nicht öffnen wollte. Sie grübelte nach Gründen, die sein Zögern entschuldigten.

„Du sagtest, morgen reise er fort?“ klang Frau Mildners matte Stimme durch das schwüle Schweigen.

Kenate nickte.

Dabei packte es sie plötzlich wie mit Mörderhänden an die Kehle, daß sie zu ersticken meinte vor Angst. Sie hätte hinausstürzen mögen durch Schnee und Sturm — zu ihm und seine Hände fassen: warum kommst du nicht? Was lässest du mich so unbarmherzig lange warten?

„Er hat es eben auch geglaubt,“ flüsterte Frau Mildner, ohne zu wissen, daß sie ihren Gedanken Worte gab.

Kenate schlug die Hände vors Gesicht. „Es ist nicht wahr!“ schrie sie verzweifelt auf. „Er ist kein Clender, kein Feigling, der sich vor einem schändlichen Gerücht fürchtet! Er hat mir heilige Treue geschworen, Mutter, hat sich mir zugeschworen in unverbrüchlicher Liebe! Wie kannst du sagen, daß er so niedrig denkt, so erbärmlich handelt!“

Ihre Brust flog. Ihr ganzer Körper zitterte.

Die Uhr schlug die achte Stunde an.

„Jetzt kommt er nicht mehr,“ sagte Frau Mildner kaum hörbar.

Nicht mehr — nie mehr — oder vielleicht morgen?

Die Gedanken drehten sich wie im Kreise in Renates Gehirn. Sie klammerte sich an das „morgen“.

Und wenn er dann nicht kam? Und sie wartete vergeblich — Stunde auf Stunde — Jahr auf Jahr? Wenn sie ihm nicht sagen konnte, daß sein Bild ihr alles Leid geschaffen, daß von allem, was sie niederdrückte, dieser Abend allein sie zerschmetterte?

„Rena, mein armes Kind!“ flüsterte Frau Mildner, die Hände nach ihr ausstreckend.

Das arme Mädchen stürzte auf die Kniee und drückte ihre glühende Stirn in der Mutter Schoß. „O Mutter, wenn du so fortfährst zu zweifeln, verliere ich den Verstand!“

„Ein Wort wäre doch so leicht geschrieben,“ sagte Frau Mildner, das dunkle Haar ihrer Tochter lieblosend. „Er schrieb es nicht. Fasse es so auf wie ich: er hat dich aufgegeben.“

Sie antwortete nicht. Ihr war sterbensmüde. Wenn sie doch so hätte liegen bleiben können und einschlafen und nicht mehr erwachen!

„Glaubst du wirklich, daß er morgen noch kommen kann, nachdem wir heute so schmerzlich auf ihn gewartet haben?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Renate aufstehend, „weiß nichts, als daß ich elend bin zum Sterben.“

Der Wind brauste durch die kalte Nacht, fuhr an der alten Stadtmauer entlang, auf welcher eine Schneebrüstung sich erhob, knatterte im Gebälk und ächzte in den Schloten, daß es klang, als weine jemand gebrochenen Herzens sein Leid aus.

Renate wartete, bis sie die Mutter eingeschlafen wußte, dann stand sie leise auf und ging ins Wohnzimmer zurück und auf und nieder, auf und nieder mit ineinander gerungenen Händen.

Manchmal blieb sie vor der Thür stehen und starrte darauf hin, als könne sie sich noch zu dieser Stunde öffnen und Richard einlassen.

Dann trat ein wunderbarer Glanz in ihre Augen, der Glanz unermesslichen Glücks. Sie durchlebte noch einmal den Moment, als sie an seine Brust stürzte und Schmerz und Kummer in seinem Ruß vergaß.

Im Übermaß ihrer fiebernden Sehnsucht streckte sie die Arme nach ihm aus, rief laut seinen Namen.

Der Wind ächzte ihr die Antwort zu und das Knistern des Schnees gegen die hölzernen Laden.

Sie dachte nicht mehr an die Schande, die man ihr angetan, nur an das, was sie verloren geben sollte und doch nicht verloren geben konnte. Sie dachte auch nicht an ihren tödlich verletzten Stolz, nur an ihr zerstörtes, vernichtetes Glück.

Und immer wieder suchte aus der trostlosen Wirklichkeit ein Strahl der Hoffnung auf, der neue Tag brächte den Geliebten zurück, ließe ihn so tief, so abgrundtief von seiner Höhe nicht sinken.

Als das häßliche Zwielficht in winterliches Morgenrot überging und die ersten Lebenszeichen draußen weckte, hielt es Renate nicht mehr aus im dumpfigen Zimmer, dem Zeugen ihrer nächtlichen Qual. Sie kleidete sich an, zog den Schleier dicht über ihr Gesicht und eilte hinaus.

Sie verfolgte keinen Plan, keine Absicht, und doch ging sie, ohne abzuschweifen, den Weg, der zu Richards Wohnung führte.

Der gefrorene Schnee knisterte unter jedem Tritt, und Eisstückchen, scharf wie Nadelspitzen, flogen ihr um Stirn und Wangen.

Nun lag das Haus vor ihr — Renate war es, als klatte der Boden zu ihren Füßen, als risse etwas in ihrem Herzen mitten auseinander.

Ein weißer Zettel hing aus dem Fenster: „Sofort zu vermieten.“

Sie nickte ein paarmal mechanisch, als käme sie zum Verständnis einer Sache, und murmelte etwas vor sich hin. Dabei mußte sie sich an den Laternenpfahl lehnen, um nicht umzusinken.

Ein Marktwagen rasselte vorüber, die Peitsche knallte, und die Hufeisen klapperten.

Da schrak sie auf, als erwache sie aus einem schweren Traum. Wie erstorben ging sie den Weg zurück, fremd wie aus einer anderen Welt, zurück in ihr Heim, in dem Frau Mildner ängstlich ihrer harrete.

Kenate spürte eine Erstickungsnot im Halse, als sie leise sagte: „Er ist fort! — Du hattest recht.“

„Wenn du weinen könntest —“

Sie sah mit seltsamem Ausdruck auf. „Weinen? Um wen? Nicht um mich, denn ich habe ja dich noch. Um ihn? Daß er so jammervoll unter die große Menge hinabstieg? O, tiefer noch, denn er hatte sein Wort einzulösen und ließ es so feige, so feige im Stich! Mutter, jede Träne wäre ein Teil meiner Selbstachtung, die ich um ihn verlore.“

Sie stand hochaufgerichtet, mit verschlungenen Händen.

„Du hast mir so oft meinen Stolz vorgehalten, Mutter. Was wäre ich jetzt ohne ihn? Wie sollte ich diese Stunde ertragen? Wie den kläglichen Irrtum, den ich beging? — Hätte der Verdacht ihn getroffen, und hätten alle sich von ihm zurückgezogen wie von mir, ich, Mutter, ich hätte ihn nicht verlassen in der Not. Ich hätte an ihn geglaubt, und wenn die ganze Stadt dagegen stritt, ich hätte nicht den schwersten Stein gegen ihn aufgehoben wie er gegen mich, ich hätte zu ihm gestanden und für ihn gesprochen und ihn mit

meiner Liebe getröstet. Nie hätte ich ihn preisgegeben, nie —“

„O, Rena, Kind, wem sagst du das?“ flüsterte Frau Mildner tief erschüttert.

„Dir, Mutter, damit du weißt, warum ich nicht weinen kann über ihn.“ Sie drückte die gefalteten Hände zitternd gegen die Brust. „Es kann eine Zeit kommen, Mutter, wo ich über mich weinen werde, über das, was hier stirbt, über mein totes Herz, das so schwer zu tragen ist. Dann, glaube ich wohl, gäbe man sein halbes Leben hin für ein paar Tropfen. Jetzt aber wären sie Verschwendung. Man beweint doch nicht jemand, den man verachtet, Mutter.“

„Betrüge dich nicht, Kind — du liebst ihn noch.“

„Möglich, daß ich das Bessere in ihm so schnell nicht vergessen kann,“ sagte Renate, das Haupt senkend. „Aber wenn ein Tag käme, da er mir wieder gegenüberträte, da er sich selbst anlagend dieses Tages gedächte, da er für ein vergebendes Wort die Kniee beugen möchte“ — sie atmete schwer und in unmerklicher Angst, als beschwöre sie diesen verhängnisvollen Tag mit ihren Worten herauf — „dann, Mutter, werde ich gerächt sein.“

„Er wird nicht kommen, dieser Tag. Denke nicht daran.“

„Ich hoffe es,“ sagte Renate, über den Druck in ihren Schläfen liegend. „Denn an diesem Tage würde mein Herz brechen in der Erinnerung an diese Stunde.“

Draußen ward gegen die Tür geklopft.

Der Geldbriefträger stand mit ein paar Postanweisungen auf der Schwelle.

„Für Fräulein Mildner. Bitte um Quittung!“

Über Renates Gesicht flog eine flammende Röthe.

„Ich nehme das Geld nicht an. Lassen Sie es an die Leute zurückgehen, die es schickten.“

Sie schloß die Thür.

„Nieber hungern, Mutter, als von Verleumdern etwas annehmen, auch wenn ich es redlich verdient habe.“

Frau Mildner sagte nichts, aber sie sah voraus in die Zeit, wo Mangel und Not ihren Einzug in dieses Haus hielten, Mangel und Not sich um Renate drängten, wenn ihre Hände so schwer blieben und ihre Brustbeklemmung so lähmend wie eben jetzt und die ganze verflossene Nacht. Sie heftete einen bangen Blick auf die herrliche Erscheinung ihrer Tochter, auf deren Stirn das stolze Diadem seinen würdigen Platz gefunden hätte, auf ihre blassen Züge, denen der unterjochte Schmerz eine klassische Herbe verlieh — und ein stechendes Angstgefühl um die Zukunft dieser geliebten Tochter ließ sie kraftlos in die Sofakissen zurücksinken.

Im Ofen flackerte das Feuer. Rotzüngig leckte es an dem schwarzen Roß und sprühte Funken ins Zimmer, wenn der Wind zum Schlot hereinfuhr.

Renate stand davor und sah in die flackernde Glut, die sich selbst verzehrte. Es fror sie bis ins Herz hinein. Sie nahm Richards Bild und sah lange darauf nieder, als wollte sie sich sein Antlitz einprägen für Lebenszeit, um es wiederzuerkennen an jenem Tage, von welchem sie hoffte, daß er nie erschiene.

Dann riß sie es mitten durch, kniete nieder vor dem Ofen und warf die Stücke ins Feuer, langsam wie eine Träumende.

Sie rollten sich zusammen, blähten und flammten auf — Asche.

Renates Kraft, so schien es, ging zu Ende. Sie blieb auf ihren Knien liegen, die Hände ineinander gepreßt.

Sechstes Kapitel.

Die Stunden verstrichen. Am Nachmittag, als Frau Mildner auf dem Sofa zu schlummern versuchte, schrillte die Hausglocke von neuem, und gleich darauf klopfte es kräftig gegen die Tür.

Unwillig erhob sich Renate und öffnete.

Einige Männer standen vor ihr.

Den Zunächststehenden kannte sie, da sie seinen Kindern Nachhilfestunden gegeben hatte. Es war der Polizeikommissär Dolling. Den neben ihm stehenden Polizisten kannte sie nicht.

Sinter ihnen befanden sich noch zwei andere Personen, deren höhnische Blicke ihr Angst einflößten: der Inhaber eines nebenanliegenden Geschäfts und ihr Flurnachbar.

Renate sah beunruhigt auf ihre Mutter zurück, deren Schwäche keinen Besuch wünschenswert machte, als Frau Mildner sich bereits erhob, um aus dem Zimmer zu gehen.

„Bitte, das Zimmer jetzt nicht verlassen!“ rief der Kommissär vortretend.

„Meine Mutter,“ sagte Renate aufs tiefste verletzt, „wird sich zurückziehen, wenn sie es für gut findet.“

„Machen Sie keine Umstände, Fräulein,“ fiel der Beamte ein unter dem viel sagenden Lächeln der begleitenden Zeugen. „Es führt zu nichts. Ich bin von der Staatsanwaltschaft beauftragt, Haussuchung zu halten nach einem blauen Diamanten im Wert von achttausend Mark. Je weniger Sie uns aufhalten, desto schneller wird die Sache erledigt sein.“

Einen Moment flimmerte es Renate vor den Augen, denn der Schreck krampfte ihr das Herz zusammen, so daß kein Laut über die Lippen kam. Nur ihre Augen sprachen, diese stolzen dunklen Augen, die auf solche brutale Vergewaltigung verächtlich herabsehen.

„Tun Sie, was Ihres Amtes ist, Herr Kommissär, ich —“

Sie konnte nicht weitersprechen.

„Verhalten Sie sich nur ruhig.“

Ohne auf diese Meinung zu hören, eilte sie zu Frau Mildner, welche mit einer Ohnmacht kämpfte, und faßte beschwörend ihre Hände. „Sei stark, Mutter! Ich bitte dich!“

Sie mußte es ansehen, wie die Beamten in beiden Zimmern alle Schubfächer und Kästen öffneten und leerten, Körbe umstürzten, Kleider durchsuchten, jeden dunklen Winkel ableuchteten und endlich erfolglos verschwanden wie ein böser Traum, die beschimpfende Tatsache des Geschehenen hinter sich zurücklassend.

Noch fiel die Haustür nicht ins Schloß, als Frau Mildner bewußtlos neben dem Sofa, von welchem sie sich hatte erheben müssen, niedersank.

Eine Stunde verrann und wieder eine. Sie kam nicht ins Leben zurück. Die Lungen atmeten schwach, und das Herz schlug matt und regellos. Sie sah aus wie eine Sterbende.

Neben ihr, alle Mittel erschöpfend, saß Renate, nicht mehr fähig, das Entsetzliche zu begreifen, das über sie hereinbrach. Sie hatte niemand, der ihrer Angst zu Hilfe kam, sich schützend zwischen sie und das erbarmungslose Schicksal stellte.

Als sie endlich in Sturm und Schnee hinauseilte, einen Arzt zu holen, bemerkte sie zuerst nicht, daß die Nachbarschaft die Köpfe zusammensteckte und mit Fingern auf sie wies. Aber als die sonst so freundliche Bäckersfrau ohne den üblichen Gruß schleunigst in ihren Laden zurücktrat, ging es ihr wie ein Stich durch das angstvoll schlagende Herz.

Und dann kam die Nacht, die furchtbare Nacht.

In ihrem überreizten Gehör schlichen unsichtbare Schritte um die Thür, weinte es im Schlot, pochte es gegen die Scheiben. Aber sie empfand es nicht, daß ein Schatten langsam über die Schwelle kam und nicht eher halt machte, bis er an dem Lager stand, vor dem Renate wie betäubt vor Schmerz auf den Knien lag.

Selbstvorwürfe brachen dieses schwache Herz, Vorwürfe darüber, an jenem unseligen Nachmittag Renates Gang zu Frau v. Testarp erzwungen zu haben. Diese in die Ewigkeit Eingehende war ein Opfer der mütterlichen Fürsorge geworden, ein Opfer feigen Verraths, der Angst und der Liebe.

Renate erhob die brennenden Augen, das geliebte Antlitz zu sehen, die stille Gestalt, deren Seele die körperlichen Bande löste, um die Freiheit der Geister zu ahnen, über welche die Schatten des Todes den Frieden der Ewigkeit bereiteten.

Und wie es stiller ward ringsum, ward auch ihr Atemzug still, ging das Herz zur Ruhe, sank das Haupt in Schlummer. Mit einem zitternden Seufzer schwand dahin, was so unendlich reich an Treue, Glauben und Liebe gewesen.

Neben der Toten bewußtlos hingestreckt lag Renate. — —

Als sie erwachte aus tiefer Ohnmacht, spielte das Morgenrot verheißungsvoll um die verklärten Züge und erfüllte die Welt mit dem frischen Licht der Zukunft.

Renate erhob sich, ohne eine Träne zu finden, setzte sich auf den Bettrand nieder, umschlang die Geschiedene mit beiden Armen und drückte ihre Wange gegen die erkaltete der Mutter.

So saß sie lange, lange, versenkt in Bilder der Vergangenheit, in lächelnde Kindheitsbilder, aus denen

ferne Grüße herüberwinkten, Bilder, in denen sich glückliche Stunden ineinander schlangen wie eine blumige Kette.

Aber das Erwachen kam, und es kam die Stunde, da der Leichenwagen vor der Thür harrete, und die Träger, fröselnd und gewerbsmäßig, den einfachen Tannenholtzsarg heraus trugen, den nur Kenates Hand mit grünem Schmuck befränzt.

Frau v. Testarp und einige andere Damen hatten ihrem Mitgefühl Ausdruck gegeben durch Übersendung von Blumenkränzen. Kenate sandte jede Gabe zurück, wie sie das Geld zurückgesandt, denn sie alle waren mitschuldig an dem tödlichen Schreck, der ihre Mutter niederstreckte.

Und durch die menschenleeren Straßen, über das vereiste Pflaster, hinter dem Leichenwagen her fuhr Kenate mit dem Geistlichen, dem die Worte des Trostes neben diesem tränenlosen jungen Weibe nicht recht flüssig werden wollten. Er scheute sich, an das Vergangene anzuknüpfen und von Prüfungen des Lebens zu sprechen, denn der Glaube an ihre Nichtschuld ward mit jeder Minute lebendiger in ihm. Und womit sollte er diese Wunde berühren, ohne Salz darein zu streuen?

Niemand war auf dem Friedhof, wie Kenate es gewünscht und gehofft. Die gefrorenen Wege glitzernd, die Gräber verschneit, in den kahlen Ästen rauschte der Wind.

Wo die schwarze Gruft geschaufelt war, senkten sie den Sarg hinab. In die Worte des Geistlichen klang das Geläut der Glocken und das Krächzen vorüberziehender Raben.

Und dann Stille des Todes ringsum, als Kenate die letzte Gabe auf den Sargdeckel niederstreute. Vorbei alles und geschieden.

Der Geistliche faßte sie an der Hand und führte sie zum Tor, wo der Wagen harrte. Sie winkte ihm, einzusteigen, und ging allein — allein zurück einen Weg, der kein Ende zu nehmen schien, der für ihre der Außenwelt entrückten Sinne menschenverlassen sich hindehnte, zurück in ihr Heim, wo die Stätte am Fenster leer war, leer das Bett, leer alles — alles.

Sie setzte sich auf das Sofa, lehnte den Kopf, der nicht mehr denken konnte, gegen das Kissen, darauf die Heimgegangene das Haupt zu stützen pflegte, und versank in einen Zustand der Betäubung, der sie endlich in die Wohlthat eines tiefen Schlafes hinüberführte.

Und im Traum sah sie ihre Mutter, wie sie lächelnd und frisch über die Schwelle trat: „Da sieh, was ich gefunden habe!“ Der Diamant blitzte in ihrer Hand. Aber jeder Strahl war eine Dolchspitze und traf sie ins Herz.

Mit einem Schrei fuhr sie empor.

Das Zimmer war dunkel, ihr Kopf fieberheiß.

Sie entzündete die Lampe, schürte das Feuer und ging langsam auf und nieder. Zu ihrer Seite schritt die Frage: Was nun?

Ohne daß Kenate es merkte, wuchs diese Frage riesengroß über jeden Schmerz empor. Der Kampf ums Dasein streckte seine eiserne Faust ihr entgegen.

In diesen Bannkreis der Pflicht hineingedrängt, gewann aber auch Kenates Blut frischeren Kreislauf, hob sich ihr niedergestampfter Mut. Sie überrechnete das wenige, das ihr geblieben, und zog die Summe dessen, was sie zu leisten im stande war.

Einen Gang, über den sie sich selbst wunderte, daß sie ihn so ruhig gehen konnte, unternahm sie am nächsten Tage — zum Staatsanwalt.

Auf ihre Bitte, ihn sprechen zu dürfen, ließ er sie

in sein Arbeitszimmer treten. Die rote Wintersonne flammte durch die Eisblumen der Außenseiter und entzündete ein magisches Leuchten im ganzen Raum. Und in diesem zauberischen Überlicht stand Renate in ihrer wundervollen Blässe, vom Trauerschleier eingerahmt, die Hände leicht ineinandergelegt.

„Sie wünschen, mein Fräulein?“

Der Staatsanwalt, sein Auge scharf auf sie richtend, milderte, von der Schönheit dieser schwermütigen Züge betroffen, den Ton und ging ihr höflich entgegen.

„Sie haben einen schweren Verlust gehabt, mein Fräulein.“

„Den schwersten,“ sagte Renate und drückte die Hände einen Moment lauter atmend gegen die Brust.

„Was kann ich für Sie tun?“ fragte er, von diesem stummen Schmerz sympathisch berührt.

„Nichts!“

„Nichts?“

Ihre Lippen zitterten flüchtig, als sie sagte: „Ich bin beschuldigt —“

„Verdächtig!“ warf er schonend ein und in diesem Moment moralisch überzeugt von der Grundlosigkeit des Verdachts.

„Verdächtig,“ wiederholte sie ruhig, ihre dunklen Augen fest in die seinen heftend, „einen Diamanten gestohlen zu haben.“

Dieses Wort aus diesem stolzgeschnittenen Munde berührte ihn durchaus peinlich. „Liebes Fräulein —“

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Staatsanwalt, mir zu sagen —“

Sie unterbrach sich. Das zuckende Pochen in ihren Schläfen machte sie schwindeln.

„Meine Mutter ist an diesem Verdacht gestorben,“ fuhr sie leiser fort. „Ich stehe allein und mittellos und muß für meine Zukunft sorgen.“

„Nehmen Sie die Versicherung, daß Ihr hartes Schicksal mir aufrichtiges Mitleid einflößt,“ sagte er, die stille Würde dieses jungen Weibes bewundernd, eine Würde, welche fernab lag von dem Gebaren aller, die gegen das Gesetz gehandelt.

Sie senkte das Haupt zum Dank. „Wird die Untersuchung gegen mich fortgeführt werden?“ fragte sie.

„Mein wertez Fräulein,“ sagte der Staatsanwalt, durch diese Frage ebenso in Verlegenheit gebracht als zur Bewunderung ihrer Persönlichkeit gezwungen, „der Weg, den Sie gewählt haben, ist außergewöhnlich und unstatthast. Dennoch, da Ihre Existenz, wie ich glaube, bedroht ist und die Haussuchung keine Anhaltspunkte ergeben hat, wie ich mich persönlich freue, bestätigen zu können, will ich meiner Überzeugung in diesem Falle Ausdruck geben. Es liegt kein Grund vor, die Sache weiter zu verfolgen.“

Sie hatte jedes Wort von seinen Lippen abgelesen. Als er schwieg, senkte sie wieder dankend das Haupt.

„Sie wollen natürlich die Stadt verlassen?“

Kenate dachte an das einsame Grab, das sie zugleich verließ, und preßte die Hände fast überwältigt gegen das Herz. „Ja — ich muß!“

„Ich wünsche Ihnen für die Zukunft das Beste,“ sagte er, diesen tiefen Schmerz durch ein längeres Schweigen ehrend. „Möge es Ihnen wohlgergehen, und diese letzte qualvolle Zeit sich ausgleichen in der Zukunft. Leben Sie wohl!“

Ihr versagte die Stimme. Sie verneigte sich stumm und verließ das Zimmer. Nun war sie freie Herrin ihres Tuns und Lassens.

Am Nachmittag schon brachte sie Briefe zur Post mit Anzeigen für verschiedene Zeitungen. Sie empfahl sich darin als Gesellschafterin, des Französischen und Englischen mächtig und gut ausgebildet in Klavierspiel und Gesang.

Inzwischen ordnete sie ihre Sachen und ging, sobald ihr Herz die stille Last nicht mehr zu tragen vermochte, die schmale Allee entlang zum Friedhof, während der Tauwind den Schnee von den Bäumen segte und klagend um versunkene Kreuze strich.

Unter den wenigen eingehenden Offerten befand sich eine, die den Vorzug hatte, Renates Gedanken durch öfteren Wechsel des Wohnortes am sichersten abzulenken. Eine Gräfin Litta Stadelburg suchte eine Reisegezellschafterin ohne zu große Ansprüche.

Nach vier Tagen war der Vertrag abgeschlossen. Beschleunigtes Eintreffen in Dresden behufs Vorstellung und Stellungsantritt war Bedingung. Renate empfand diese Eile dankbar zugleich und schmerzlich.

Der bescheidene Hausrat war bald veräußert, kleine Außenstände berichtet. Zurückbehalten hatte sie nur der Mutter Nähkörbchen, ihr Schlummerkissen und der Eltern Bilder und Brieffschaften.

Und dann kam die Stunde, da sie zum letzten Male den einsamen Weg hinausschritt und durch ein Nebenspörtchen den Friedhof betrat. Lange, lange stand sie, die Augen auf das verdorrte Kranzlaub geheset, und versenkte ihr Herz mit in die Gruft, die für sie das Röstlichte der Welt umschloß.

Dann kniete sie, umsonst nach Tränen ringend, nieder, legte ihre Stirn gegen die feuchte Erde und küßte sie.

Als der Mond hell durch die kahlen Wipfel schien, ging sie langsam den Steig hinab, von Frühlings-

schauern umtost. Vom Thor her sah sie noch einmal zurück auf das nun vereinsamte Grab.

Vorbei — vorüber — —

Am nächsten Morgen, als sie hinaus zum Bahnhof fuhr, führte der Weg an dem Hause vorbei, darin Richard Lepsius gewohnt hatte.

Da kam der Moment, wo ihr ein Schrei des Schmerzes bis an die Lippen stieg, ein Schrei unermesslichen Wehes.

Sie zwang ihn hinab.

Die Dampfpfeife schrillte, die Räder drehten sich. Langsam versank das Weichbild der Stadt.

Noch ragte die Turmspitze, noch hastete Menates Blick daran. Jetzt nichts mehr — —

Siebentes Kapitel.

Der Regierungspräsident v. Wittweg in B. gab zu Beginn der Saison den längst erwarteten Ball. Bei seiner vorjährigen Übernahme des Präsidiums hatten er und seine Gattin diese kostspielige Anstandsausgabe vorläufig auf sich beruhen lassen und den kommenden Winter abgewartet, wo der Ball dann vorwärts und rückwärts galt, man also zwei Fliegen mit einer Klappe schlug.

Vermögen war nicht da. Was einstmals dagewesen war, hatte der Haushalt aufgezehrt. Man lebte vom Gehalt, und es gehörte ein anerkennenswertes Talent dazu, dieses Gehalt so zu drehen und zu wenden, daß nirgends eine sichtbare Lücke klaffte.

Was aber in reichem Maße vorhanden war und auf den Gesellschaftskreis seine Wirkung nicht verfehlte, war das Selbstbewußtsein der Familie. Frau v. Witt-

weg war eine geborene Gräfin, eine Gräfin Stadelburg. Ihr meterlanger Stammbaum bewies die Reinheit ihrer Abstammung. Infolgedessen erfuhr jede Tasse Tee, die sie mit liebenswürdiger Herablassung den nichtgräflichen Gästen reichte, besondere Wertschätzung, auch wenn der Tee dünn war und die Sahne aus der Milchkanne floß.

Bersireutheit oder Liebenswürdigkeit war es auch, wenn sie bürgerliche Gäste im Moment des Vorstellens mit einem Adelsdiplom bedachte und ihnen dadurch einen vorübergehenden Genuß gewährte, Liebenswürdigkeit, daß sie jungen und jüngeren Frauen die Hand in einer Art reichte, welche es diesen erfreulich leicht und bemerkbar machte, ihre Lippen auf diese Hand zu drücken.

Ein Sohn, der weder seines Vaters ausgezeichnete Begabung noch seiner Mutter verbindliches Wesen geerbt, unter seinen militärischen Kameraden als hochfahrend bekannt, und eine Tochter vervollständigten den Familienkreis. Ulla v. Rittweg, mit zwanzig Jahren den vierten Winter durchtanzend und die Spuren davon in ihrem hübschen, nervösen Gesicht tragend, war zu oft der Mittelpunkt aller Feste gewesen, um nicht ihrer angeborenen Grazie eine erhebliche Dosis blasierter Nachlässigkeit beizumischen, die von Überhebung nicht weit entfernt war. Was aber ihre Ungeduld zumeist reizte, war der ängstlich ausgearbeitete Haushaltungsetat, über dem die Worte „Schein“ und „Sparsamkeit“ unverrückt zur Beachtung strahlten.

Auch jetzt vor dem unumgänglichen Ball saß sie mißmutig im Schaukelstuhl und beobachtete ihre umsichtige Mutter, welche die gräfliche Abstammung nicht hinderte, eine vortreffliche Hausfrau zu sein.

„Es wird Zeit, Ulla!“

„Wozu? Um mir die dreimal modernisierte Wallfahne anzuziehen? Sie anzusehen, Mama, genügt mir schon.“

„Im eigenen Hause, als Tochter des Hauses —“

„Ach Gott — ja! Und außer Hause stoppeln wir wieder was zusammen.“

„Es wird Papa doch schon schwer genug, Felix die Zulage zu geben,“ sagte Frau v. Rittweg ernst.

„Na, ja doch! Gewiß wird es ihm sauer. Uns wird eben alles sauer. Wir rechnen bloß. Mit zwanzig Jahren habe ich zehn Mark Taschengeld — und Handschuhe sollen davon noch abfallen. Ich laufe ja auch immer mit sechsmal gewaschenen herum — es ist wirklich gräßlich!“

„Liebes Kind,“ fiel Frau v. Rittweg begütigend ein, „wo du auch erscheinst —“

„Macht man mir den Hof als Papas Tochter. Na ja, das wissen wir. Und weiter?“

„Weiter?“ fragte die Präsidentin langsam.

„Gewiß — weiter!“ rief Ulla aufspringend und ihre zierliche Gestalt mit ausgebreiteten Armen dehnend. „Soll ich so fortvegetieren mit zehn Mark monatlich bis an mein Ende? Und zusehen, wie die anderen sich das Leben angenehm machen? Werden wir in diesem Jahre nicht endlich einmal nach Scheveningen oder Ostende gehen?“

„Nach Ostende?“ rief Frau v. Rittweg verblüfft.

„Wovon denn? Ich danke Gott, daß wir unsere sechs-wöchentliche Sommerfrische in einem heimischen Seebad mit Anstand zubringen. Laß Papa erst Oberpräsident sein, dann —“

„Ist denn mit deiner Base Litta nichts zu machen, Mama?“ fragte Ulla mit ärgerlichem Lachen. „Die reist, denke ich, genug in der Welt umher.“

„Ich habe es versucht,“ sagte Frau v. Rittweg, noch in der Erinnerung unangenehm berührt. „Im vorigen Frühjahr, ich glaube im März, schrieb ich hinter deinem Rücken an sie nach Dresden und schlug ihr vor, dich auf ein halbes oder ganzes Jahr zu ihrer Erheiterung mit auf Reisen zu nehmen.“

„Nun?“ rief Ulla gespannt.

„Sie schrieb mir, noch dazu auf einer Ansichtskarte, Erheiterung brauche sie nicht — und zur Unterstützung hätte sie lieber bezahlte Hände, weswegen sie sich eine Gesellschafterin schon engagiert habe.“

„Haarsträubend ungezogen!“ rief Ulla, tief errötend vor Zorn. „Diese Tante Litta kann über mich wegstolpern, ich sehe sie nicht mehr an. Wer ist denn diese bezahlte Person?“

„Liebes Kind, das ist nicht unsere Sache. Mag sie zu sich nehmen, wen sie will. Ich bin fertig mit Litta. Für dich wird sich schon noch Gelegenheit finden, zu reisen. — Zieh dich aber jetzt endlich an! Die heißen Wangen können zu dem weißen Kleid nicht schaden.“

Als sie in ihrem Zimmer stand, sehr zierlich und elegant in ihrem weißen Spitzenkleid, erfaßte Ulla von neuem die bitterste Ungeduld, aus dieser Enge herauszutreten und ihr heißes Verlangen nach den Genüssen des Lebens zu befriedigen. Wenn sie Abends durch die Straßen ging und die Auslagen in den Juwelierläden ihren dämonischen Glanz ausstrahlen, in Schaufenstern den neuesten Luxus sich breitmachen sah, wenn sie Equipagen und Automobile vorbeifahren hörte, indes sie selbst froh sein mußte, wenn der Diener auf väterliche Anordnung eine Droschke vor das Haus beorderte, dann preßte sie in Unmut und Neid die Lippen zusammen und fand es empörend, daß den Edelsten

der Nation nicht aus irgendwelchen Fonds ausgiebige Jahresrenten zur Verfügung standen.

Frau v. Wittweg trat zu ihr ins Zimmer, einen verhüllten Gegenstand in der Hand. „Sieh! An deine Adresse — von — von —“ Sie überflog flüchtig die beigelegte Visitenkarte. „Ach, von — Lepsius!“

Der Tonfall war so bezeichnend, daß Ulla leicht errötete. „Was wird's sein, Mama! Das Bielliebchen von neulich.“

Sie hatte schon so viele Bielliebchen gegessen, gewonnen und, zum Schaden ihrer zehn Mark monatlich, verloren, daß die Sache nicht den geringsten Eindruck auf sie ausübte.

„Zeig — bitte!“

Sie riß die Hülle auseinander. Ein prachtvoller Rosenstrauß auf einem eleganten Karton befestigt, der mit Goldbuchstaben die Worte „J'y pense“ trug, darin ein kostbares Reiseneccessaire.

„Hübsch!“ sagte die Präsidentin gleichgültig. „Nimm dich vor der Revanche in acht. Du kannst da mit keinem Visitenkartentäschchen antreten. — Stecke dir eine oder zwei von den Rosen in den Gürtel, es wird gut aussehen.“

„Damit er sich einbildet, besonders ausgezeichnet zu werden!“ rief Ulla, den Strauß ziemlich unsanft auf den Tisch befördernd. „Wenn man siebzehn Jahre alt ist, Mama, dann macht man solche Dummheiten, mit zwanzig nicht mehr.“

Sie dachte daran, wie viele ihrer Bekannten früherer Zeiten schon in die Ehe getreten waren, die meisten in guten, einige sogar in glänzenden Verhältnissen — sie allein war unbegehrt geblieben. Der Groll darüber brach sich immer wieder von neuem Bahn.

„Ich möchte nur wissen, wie lange die Sache noch

so weitergehen wird, Mama! Ich meine, daß ich als ewige Brautjungfer hinter anderen herlaufe!“

„Liebsteß Kind,“ sagte die Präsidentin seufzend, „wenn man heutzutage ohne Vermögen ist und nicht jeden heiraten will —“

„Wird man alte Jungfer wie die reizende Tante Vittas mit ihrem Mopsgeßicht,“ rief Ulla, halb zornig, halb lachend.

„Um Lepsius ist es schade,“ sagte Frau v. Wittweg, ihrer Tochter die Schärpe ordnend.

„Wie kann man auch Lepsius heißen!“ rief Ulla verdrossen. „Ich bitte dich, Frau Lepsius!“

„Papa ist sehr zufrieden mit ihm. Aber natürlich, es gehört seinerseits eine gute Dosis Reckheit dazu, an dich zu denken. Vermögend muß er sein. Hat er dir irgend —“

„Was irgend?“ fragte Ulla, nicht so ganz gleichgültig wie zuvor, nur noch um einen Grad gereizter.

„Ich meine, ob er sich gestattet hat, Hoffnungen —“

„Hoffnungen?“ rief Ulla, und der hochmütige Familienzug um ihre Lippen trat deutlich hervor. „Ich sage dir ja: Frau Lepsius! Lachhaft! — Papa würde ihn schon abfallen lassen. Und du? — du, Mama? Daß dieser Freiherr v. Lipping auch nichts hat als seine vierhundert Mark monatlich! Der würde sofort anhalten.“

„Schade! — Was mich an unserer Zeit am meisten verleßt,“ sagte die Präsidentin, bei diesem Hauptthema immer nervös werdend, „ist, daß die Männer, welche Geld haben, stets auch noch auf große Mitgift rechnen. Daher kommt es schließlich, daß die Töchter aus besten Häusern, deren Väter hohe Stellungen einnahmen, als Lehrerinnen oder sonst ihr Brot verdienen müssen.“

„Dann lieber noch Frau Lepsius, wenn alle Stricke reißen,“ rief Ulla.

(Fortsetzung folgt.)





Die verpfändete Herzogin.

Eine Geschichte aus der Krinolinenzeit. Von Eugen Schmitt.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.

□ □

(Nachdruck verboten.)

1.

Herr Laugier, ich bitte, ich beschwöre Sie, mich nicht in eine solche ungeheure Verlegenheit zu bringen! Ich wende mich an Sie als Cavalier und als Geschäftsmann. Ich habe Ihnen in den letzten Jahren eine große Kundschaft zugeführt und werde Ihnen weiter förderlich sein, aber ich muß mein Halsband haben! Hören Sie wohl, ich muß es haben, Herr Laugier!“

„Hoheit bringen mich in die peinlichste Lage. Ich kann mir sehr wohl denken, wie wichtig es Ihnen ist, auf dem Feste des Herzogs von Persigny mit dem Halsband zu erscheinen. Aber Hoheit verzeihen! Ich bin Familienvater, ich bin, wie Sie soeben zu erwähnen die Gnade hatten, Geschäftsmann, und ich habe daher kein Recht, den Cavalier zu spielen. Wir Juweliere müssen so außerordentlich große Kapitalien in unser Geschäft stecken, daß —“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn die junge und schöne Herzogin von Castrano, die dem in ganz Paris geschätzten Juwelier in seinem Privatkontor gegenüber saß, „ich weiß das alles, aber ich muß das Halsband unbedingt haben! Sie werden doch nicht die Absicht hegen, eine Dame meines Ranges zu einem verzweifeltsten Schritt zu treiben?“

Die letzten Worte waren in fast drohendem Tone gesprochen, schienen aber wenig Eindruck auf den Juwelier zu machen. Mit aufeinander gepressten Lippen sah der alte, sehr vornehm aussehende Herr hinaus in den großen Garten des Pariser Palais Royal, in dessen Erdgeschoß sich seine Geschäftsräume befanden.

Die am Ende der Zwanziger stehende Herzogin, eine pikante, reizvolle Erscheinung, blickte jetzt mit einer gewissen Angßlichkeit auf das Gesicht Laugiers.

„Hoheit haben die Gnade gehabt,“ antwortete endlich der Juwelier, „zu erwähnen, daß Sie mir in den letzten Jahren manche Kundschaft zugewiesen haben. Ich bin Hoheit stets dafür dankbar gewesen, und meine Dankbarkeit hat mich auch zu einer Gefälligkeit bewogen, die ich jetzt leider bedauern muß. Wir schreiben jetzt 1867, Hoheit! Vor zwei Jahren — im August 1865 — kamen Sie zu mir mit Ihrem Halsband aus Smaragden, Saphiren und Rubinen und sprachen den Wunsch aus, auf dieses Halsband für einige Monate die Summe von zweihunderttausend Franken geliehen zu erhalten. Ich befaße mich sonst nicht mit Verpfändungen und Geldverleihen, Hoheit, aber ich wollte Ihnen gefällig sein, um Ihnen eben meine Dankbarkeit zu beweisen, und streckte Ihnen deshalb das Geld vor. Als Geschäftsmann muß ich noch betonen, daß ich Ihnen das Geld zinsenlos lieh. Sie wollten mir es spätestens in sechs Monaten zurückzahlen, Hoheit! Es sind nun fast zwei Jahre vergangen, und Ihr Halsband liegt immer noch bei mir. Ich vermisse in meinem Geschäft die zweihunderttausend Franken sehr. Als vor kurzem der Krieg mit Preußen drohte, und eine Geschäftskrise eintrat, hat mir das Geld derartig gefehlt, daß ich nur mit Mühe einer geschäftlichen Katastrophe entging.“

„Ich weiß das alles, mein lieber Herr Laugier. Aber es ist Ihnen auch bekannt, daß mein Mann seit länger als zwei Jahren der diplomatische Vertreter Frankreichs in Mexiko beim Kaiser Maximilian ist. Während seiner Abwesenheit von Paris hat sich in meinen pekuniären Verhältnissen manche Schwierigkeit eingestellt, da vielfach größere Ausgaben entstanden, als sich voraussehen ließ. Aber in nächster Zeit schon kehrt mein Gemahl aus Mexiko zurück, und dann wird sich die Sache schon ordnen lassen.“

„Ich hoffe es,“ entgegnete Laugier, „obgleich mir Hoheit, als Sie mich um das Darlehen ansprachen, ausdrücklich sagten, Sie brauchten das Geld zu einer Zahlung, von der Seine Hoheit der Herzog von Castrano nichts erfahren dürfe.“

„Das mag ich schon gesagt haben. Mein Gott, ein armes Weib, das in Geldverlegenheit ist, sagt vieles. Aber nun hören Sie noch einmal, Herr Laugier! Seine Majestät der Kaiser Napoleon wünscht es, daß ich auf dem Ball beim Herzog von Persigny erscheine. Ich spiele als Gattin des französischen Geschäftsträgers in Mexiko jetzt gewissermaßen eine politische Rolle, besonders nachdem sich die Angelegenheiten in Mexiko für Frankreich etwas ungünstig gestaltet haben. Ich muß deshalb unbedingt auf dem Ball erscheinen, und ich muß das Halsband, den alten Familienschmuck der Castranos, den die ganze Hofgesellschaft kennt, auf dem Fest tragen. Gehört denn wirklich so viel dazu, wenn Sie mir mein Halsband, mein eigenes Halsband, das einen Wert von mehr als einer halben Million hat und auf das Sie mir allerdings zweihunderttausend Franken geliehen haben, wenige Stunden borgen?“

„Hoheit, ich will nicht in Spitzfindigkeiten verfallen, mit denen man gewöhnlich doch nur schlecht fährt. Aber

ich muß trotzdem betonen: das Halsband ist augenblicklich nicht Ihr Eigentum, wenigstens nicht ganz. Meine zweihunderttausend Franken hängen an dem Halsband. Es ist die einzige Sicherheit für mein Geld. Wenn das Kollier nicht mehr in meinem Tresor liegt, verliert meine Forderung an Sie die Handhabe, denn nach dem Gesetz durfte ich Ihnen ohne besondere Einwilligung Ihres Gatten die Summe gar nicht vorstrecken. Wenn es nun, nachdem ich es Ihnen ausgeliefert habe, nicht wieder in meinen Tresor zurückkehrt?“

„Halten Sie mich für eine Betrügerin?“ stieß die Herzogin unwillig hervor und richtete sich stolz auf.

„Ich bitte, ich beschwöre Hoheit, nicht so laut zu sein! Mein Personal darf kein Wort von dieser Vertrauensangelegenheit wissen. Das liegt schon in Ihrem eigenen Interesse, Hoheit. — Wie können mir Hoheit einen so schmähslichen Verdacht zumuten? Ich würde für die Ehrlichkeit Eurer Hoheit — Sie verzeihen diese Bemerkung — Millionen einsetzen. Aber wenn Ihnen nun das Kollier durch irgend einen Zufall abhanden kommt? Hoheit vergessen wohl nicht, daß sich leider in letzter Zeit auf den großen Festen in Paris häufiger Gauner eingeschlichen haben, die großartige Diebstähle verübten. Hat man doch der Herzogin von Otranto erst vor vier Wochen eine kostbare Brillantagraffe auf dem Ball bei dem russischen Gesandten vom Kleid gestohlen, und bis heute ist es der Polizei noch nicht gelungen, die Täter zu entdecken. Es leben in Paris nur zu viele Abenteurer, die sich in die gute Gesellschaft einzudrängen wissen.“

Diese Behauptung des Juweliers war durchaus begründet. Napoleons Günstlinge, die ihm noch aus der Zeit seiner Verbannung anhängen, waren wenig vorsichtig in der Wahl ihres Umganges, und so gab es

in der guten Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches eine große Zahl von Abenteurern und Hochstaplern, die sich unter den verschiedenartigsten Verpuppungen in die höheren Kreise eingeschlichen hatten.

„Ich kenne die Vorfälle, auf die Sie hindeuten, Herr Laugier,“ antwortete die Herzogin von Casirano. „Das wird mich aber nur anspornen, desto vorsichtiger zu sein. Sie können überzeugt sein, daß ich Ihnen das Halsband morgen früh wieder zustelle. Noch einmal, ich muß es haben, ich muß es heute abend unbedingt und unter allen Umständen tragen.“

„Hoheit, ich erweise Ihnen gewiß gern einen Dienst, aber ich kann in keinem Fall meine Sicherheit gänzlich aus der Hand geben. Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich will Ihnen das Halsband für heute abend leihen, wenn Sie einwilligen, daß Sie eine zuverlässige Person begleitet, die Sie, oder besser, den Schmuck nicht einen Moment aus den Augen läßt.“

„Und wer soll dieser Begleiter sein?“ fragte die Herzogin, wie es schien, ziemlich neugierig.

„Einen Augenblick, Hoheit!“ erwiderte Laugier und zog einen Glockenzug, der neben seinem Pult hing.

Ein eleganter junger Mann von ungefähr fünf- undzwanzig Jahren trat ein. Er machte einen sehr guten, ja vornehmen Eindruck.

„Hier, lieber Pradier, erledigen Sie, bitte, diesen Brief!“

Der junge Mann nahm den Brief entgegen, verbeugte sich und verließ das Kontor wieder.

„Das ist mein Gehilfe Pradier. Er wird in wenigen Monaten mein Schwiegersohn sein. Er heiratet meine einzige Tochter Madelon und wird dann mein Geschäftsteilhaber. Er stammt aus einer reichen Juweliersfamilie in Bordeaux. Wenn sich Hoheit von

diesem jungen Mann auf den Ball begleiten lassen wollen, so daß er den ganzen Abend über das Halsband im Auge behalten kann, will ich es Ihnen zur Verfügung stellen.“



Wenn der Juwelier vielleicht geglaubt hatte, daß diese Bedingung abschrecken würde, so irrte er sich. Die Herzogin war in ihrer Verlegenheit zu jedem Schritt geneigt. Zugleich interessierte sie der hübsche junge Mann mit dem vornehmen Auftreten, und dann be-

reitete ihr auch so ein bißchen Komödie ein prickelndes Vergnügen.

„Gut, Herr Laugier,“ sagte sie, „ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an. Ich werde mir von der Herzogin von Persigny, die eine intime Freundin von mir ist, noch eine Einladungskarte besorgen und werde sie selbst ausfüllen. Der junge Mann kann mich als ein entfernter Vetter von mir, als der italienische Graf Montebello, begleiten. Sie wissen wohl, daß ich von Geburt aus selbst der weitverzweigten Familie der Montebellos angehöre. Wir stehen aber mit unserer italienischen Verwandtschaft in nur sehr losem Verkehr. Nur ganz selten besucht uns einmal einer von ihr in Paris. Sie sind also hier so gut wie unbekannt. Auf dem Ball selbst kann sich der junge Mann im Hintergrunde halten. Es wird ihm bei seinen äußeren Vorzügen nicht schwer fallen, den Grafen zu spielen. Er holt mich in meinem Palais ab und bringt den verpfändeten Schmuck mit. Nach dem Fest fährt er mit mir, der ihm verpfändeten Herzogin“ — sie lachte laut auf über ihren eigenen Wit — „in meinem Wagen heim. Unterwegs übergebe ich ihm den Schmuck wieder. Der Wagen setzt mich vor meinem Palais ab und bringt darauf Herrn Pradier nach seiner Wohnung. Also, Herr Laugier, die Sache wird schon gehen! Was sollte denn auch dazwischen treten können?“

Die leichtsinnige Herzogin lachte noch immer und schien jetzt, nachdem sie sich das Halsband für den Abend gesichert hatte, in allerbesten Laune zu sein. Sie reichte dem Juwelier gnädig die Hand und rauschte dann hinaus, um sich in ihrer vor der Thür harrenden Equipage nach Hause zu begeben.

Laugier klingelte. Als Pradier erschien, weihte er ihn in die Angelegenheit und seine Wächterrolle ein.

Der junge Mann fand offenbar vielen Gefallen daran, unter der Maske eines Grafen von Montebello einen so vornehmen Ball besuchen zu können. Hatte er sich doch schon lange gewünscht, einmal einer solchen Festlichkeit, wenn auch nur aus der Entfernung, zusehen zu dürfen.

Der Juwelier gab seinem Gehilfen und zukünftigen Schwiegerjohn noch einige besondere Verhaltensmaßregeln und Ratschläge und schloß seine Ausführungen: „Die Angelegenheit bleibt natürlich Geschäftsgeheimnis. Es liegt in unserem und der Herzogin Interesse, nichts verlauten zu lassen. Auch Madelon braucht kein Wort davon zu erfahren. Frauen können nur schwer den Mund halten, und es soll und darf von der Sache kein unnützes Geschwätz gemacht werden.“

2.

Der Ball beim Herzog von Perigny hatte eine gewisse politische Bedeutung. Kaiser Napoleon mit der Kaiserin Eugenie und den Mitgliedern der kaiserlichen Familie waren als Gäste erschienen. Die Gesandten und Botschafter aller Staaten, die in Paris beglaubigt waren, hatten Einladungen erhalten, und Kaiser Napoleon zeichnete viele durch Ansprachen aus. Ihm lag sichtlich daran, den schlechten Eindruck, den das plötzliche Ende des mexikanischen Unternehmens hervorrief, zu verwischen. Alle Welt wußte, daß der sogenannte „freiwillige“ Abzug der Franzosen aus Mexiko tatsächlich sehr widerwillig erfolgt war; alle Welt wußte, daß der unglückselige Kaiser Maximilian, der frühere österreichische Erzherzog, der im Vertrauen auf Napoleons Hilfe als Herrscher nach Mexiko gegangen war, einem traurigen Schicksal entgegensah, nachdem die Franzosen ihn im Stich gelassen hatten. —

Die jugendschöne Herzogin von Castrano war richtig mit ihrem Cavalier, dem Juweliergehilfen, auf den Ball gefahren und hatte ihren Platz in der Nähe der Dame des Hauses eingenommen. Der angebliche Graf v. Montebello verblieb meist im Hintergrunde des Ballsaales, indessen so, daß er fortwährend die schöne Herzogin und das verpfändete Halsband, das sie trug, beobachten konnte. Der junge Mann sah in seiner Balltoilette sehr elegant und vornehm aus. Niemand hätte daran gezweifelt, daß er ein wirklicher Graf Montebello sei. Eine Entlarvung brauchte er zudem voraussichtlich auch schon deshalb nicht zu befürchten, da die Montebellos als Italiener in Paris nur ganz wenigen bekannt waren. Daher bewegte sich Pradier unter den vielen Menschen, die an dem Fest teilnahmen, völlig ungezwungen und genoß in vollen Zügen die Wonne, einmal einem Balle der vornehmsten Gesellschaft von Paris beizuwohnen.

Er beobachtete, wie Kaiser Napoleon mit seiner Gemahlin auch die Herzogin von Castrano durch ein Gespräch auszeichnete.

So laut, daß man ihn weit hörte, sagte der Kaiser zu ihr: „Ich freue mich, Ihnen verkünden zu können, Frau Herzogin, daß Ihr Gatte bereits in den nächsten Tagen in Paris eintreffen wird. Wenn er in Ihre Arme zurückkehrt, und Sie ihn zärtlich empfangen, so teilen Sie ihm mit, daß er sich meine volle Zufriedenheit erworben hat. Nie standen Frankreichs Angelegenheiten in Amerika besser als jetzt, und das verdanken wir vor allem dem Eingreifen Ihres Gatten.“

Die Herzogin sank in einem tiefen Hoffnicks in sich zusammen. *) Der Kaiser sagte ihr noch einige schmeichel-

*) Siehe das Titelbild.

hafte Worte und ging dann weiter, um mit der ihm eigenen Geschicklichkeit Stimmung für seine Politik und gegen die Gerüchte zu machen, die von einer schweren moralischen Niederlage der Franzosen in Mexiko sprachen.

Gegen elf Uhr zogen sich der Kaiser und die Kaiserin von dem Fest zurück. Jetzt hörte das steife Hofzeremoniell auf. Pradier hatte schon durch seine Persönlichkeit der Herzogin gefallen. Noch mehr erwarb er sich jetzt durch sein taktvolles Benehmen während des Balles ihre Gunst. Aus diesem Grunde beschloß sie, ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Sie ließ ihn zu sich bitten und schenkte ihm die Ehre eines Tanzes.

Der junge Mann war ganz hingerissen von der ihm gewährten Auszeichnung, mit der schönen jungen Herzogin tanzen zu dürfen. Da er ein hervorragend guter Tänzer war, blieb es nicht bei dem einmaligen Rundtanz, den sonst die Herzogin den Herren zu bewilligen pflegte, sondern sie befahl den angeblichen Better noch wiederholt zu einem Tanz mit ihr.

Beide waren von dem gemeinsamen Vergnügen ganz entzückt, als der Ball sein Ende fand.

Wie vereinbart, nahm Pradier in der Equipage Platz, die die Herzogin nach Hause brachte.

Bald hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palais, das mit der Hauptfront in der Rivolistraße, mit der Seitenfront und dem sich anschließenden großen Garten nach der Jeromestraße zu lag. Die Herzogin nestelte an dem Schloß des Halsbandes herum, um es der Verabredung gemäß dem Gehilfen zu übergeben. Aber ihre Versuche, das Schloß aufzudrücken, waren vergeblich; der Mechanismus schien in Unordnung geraten zu sein.

„Es geht hier nicht,“ sagte die Herzogin endlich,

indem sie ermüdet von den fruchtlosen Versuchen abstand. „Sie müssen sich schon mit mir ins Haus bemühen, lieber Herr Pradier. Dort wird das Schloß von meiner Zofe sich bequemer öffnen lassen. Übrigens vergaß ich auch, das Etui mitzunehmen. Es steht noch in meinem Boudoir.“

Die Herzogin sprang aus der Equipage. Sie begab sich, gefolgt von dem Gehilfen, in den im Parterre des Palais gelegenen Salon.

„So,“ sagte sie, nachdem sie den Abendmantel abgelegt hatte, „nehmen Sie hier einen Augenblick Platz! Ich werde das Kollier von meiner Kammerzofe öffnen lassen und es Ihnen dann durch das Mädchen sogleich herübersenden.“

Die Aufmerksamkeit der Herzogin und Pradiers war so auf das widerpenstige Schloß gelenkt gewesen, daß sie weder das Vorfahren eines weiteren Wagens noch das Laufen der Dienerschaft auf dem Flur beachtet hatten.

Die Herzogin war gerade im Begriff, sich in ihr Boudoir zurückzuziehen, als sich kräftige Männertritte vor der Türe vernehmen ließen.

Im nächsten Augenblick wurde die Türe aufgetan. Ein großer, starkgebräunter Herr in Reisefleidung stand auf der Schwelle.

„Lucile!“ rief er, während ein sonniges Lächeln über sein Gesicht flog.

„Armand!“ stieß die Herzogin halb überrascht, halb bestürzt hervor. „Du bist es?“

„Ja, ich bin es, mein Lieb,“ erwiderte der Erschienene herzlich und schloß die Herzogin in seine Arme. „Das Verlangen nach dir trieb mich unaufhaltsam vorwärts. Ich fand einen Dampfer, der einige Tage früher, als es eigentlich berechnet war, von Vera Cruz abfuhr. Es war keine sehr bequeme Fahrt, aber was

tut man nicht um seiner lieben kleinen Frau willen!
Und dann bin ich nach der Landung im Windesflug



von Bordeaux nach hier geeilt, um dich endlich wieder
an mein Herz drücken zu können.“

Er umarmte die Herzogin nochmals und küßte sie innig auf die Wangen.

„Das ist aber eine wunderbare Überraschung,“ sagte die Herzogin, als sie sich aus den Armen ihres Mannes gelöst hatte. „Ich glaubte dich noch mitten auf dem Ozean und nicht auf dem Boden Frankreichs und schon gar nicht hier in Paris.“

„Ja,“ antwortete der Herzog lächelnd, „einem Diplomaten darf man nie trauen. Nicht einmal über den Weg. Das bringt das Handwerk so mit sich. Aber wie ich sehe, du bist in großer Toilette?“

„Es war Ball heute beim Herzog von Persigny. Der Kaiser hat mich durch eine Ansprache ausgezeichnet und mir ausdrücklich aufgetragen, dir, wenn du zurückkehrtest, mitzuteilen, daß er von deiner Tätigkeit in Mexiko vollauf befriedigt sei.“

„Das ist mir eine große Genugtuung. Meine Stellung in Mexiko war nicht leicht, ja besser, recht undankbar. Also bei Persigny war der Ball! Aber —“ Castrano stockte und warf einen Blick auf Pradier, der betroffen zur Seite getreten war.

„Ach so, ja,“ fiel die Herzogin ein. „Verzeihe, ich vergaß in der Überraschung ganz die Vorstellung.“ Einen Moment zögerte sie überlegend, dann hob sie unsicher an: „Lieber Armand, einer unserer italienischen Bettlern, der Graf Ernesto Montebello. Erinnerst du dich seiner noch, Armand? Er hat mich auf den Ball begleitet.“

„Ernesto, Sie sind es?“ rief der Herzog warm. „Ich hätte Sie wahrhaftig nicht wiedererkannt!“

Pradier verbeugte sich tief, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Das kann ja hübsch werden!“ dachte er bei sich. „Wenn ich nur erst das Halsband zurück hätte!“

„Sie haben sich in der Zwischenzeit recht verändert,“ fuhr der Herzog fort. „Allerdings sind es wohl acht Jahre her, daß ich Sie in Rom zum letzten Male sah. Sie waren damals ein Jüngling von siebzehn Lenzen.“

„Entschuldige, Armand,“ mischte sich die Herzogin in die Unterhaltung, „wenn ich mich jetzt zurückziehe, um mich umzukleiden. Ich komme nachher noch einmal herüber.“ Dann sah sie Pradier an und nickte ihm bedeutsam zu.

Pradier verstand das Zeichen. Es sollte heißen: ich schicke Ihnen das Halsband herüber.

Im nächsten Augenblick wandte sie sich wieder ihrem Manne zu. „Also auf ein paar Minuten, Armand!“ sagte sie zärtlich. „Gute Nacht, Ernesto! Herzlichen Dank für Ihre Begleitung!“

„Lucile,“ versetzte Castrano, als die Herzogin aus dem Salon hinausgehen wollte, „habe die Güte und sende den Diener mit einem Imbiß und Tee herein. Ernesto kann auch eine Tasse mittrinken.“

Er ließ sich behaglich in einem Sessel nieder und zündete sich eine Zigarette an.

„D,“ durchschloß es den Gehilfen, während er ebenfalls zu einem Sessel schritt, „er will noch zu Abend speisen! Und das schlimmste ist, ich kann mich nicht einmal empfehlen!“

„Es ist herrlich,“ begann der Herzog, „wenn man wieder in seinem trauten Heim weilt. Sie freilich, lieber Ernesto, wissen diese Annehmlichkeit kaum zu würdigen. Sie sind ja als elternlose Waise von früher Jugend an bei allen Verwandten durch ganz Italien umhergestoßen worden.“

„Ja — ja,“ brachte der Gehilfe mühsam hervor.

„Ein richtiges Heim werden Sie bei keinem gefunden haben,“ nahm der Herzog seine Anrede wieder

auf. „Wie geht es übrigens der ganzen italienischen Sippschaft, den Dellamare, Giorganelli, den Baccioli, den Torrefiore?“

„Gut — gut, Hoheit, allen sehr gut,“ erwiderte Pradier eifrig.

„Nun allen doch wohl kaum?“ warf Castrano ein. „An Gustavo Torrefiore denken Sie wohl schon gar nicht mehr? Haben Sie ihn etwa aus Ihrer Verwandtenliste gestrichen?“

„Gustavo Torrefiore?“ fragte der Gehilfe.

„Nun ja, Gustavo Torrefiore. Er verarmte doch vor ungefähr fünf Jahren gänzlich, da ihn sein Bankier um das gesamte Vermögen, das er in Verwaltung hatte, betrog.“

„Allerdings, das schon — das schon.“

„Und trotzdem geht es ihm jetzt wieder gut?“

„Ja — ja,“ stotterte Pradier.

„Aber wie ist denn das nur gekommen?“

„Er — er hat — im Lotto gewonnen.“

„So?“ fragte Castrano erstaunt. „Wunderbar, daß ich davon gar nichts erfahren habe. Nun, ich gönne es ihm von Herzen. Aber wann war denn das?“

„Vor drei Jahren.“

„Vor drei Jahren? Das ist unmöglich. Sie müssen sich irren, Montebello.“

„Ich weiß in der That nicht.“

„Vor drei Jahren besuchte er mich ja hier in Paris und klagte noch über seine völlige Mittellosigkeit.“

„Nun, dann mögen es vielleicht auch erst zwei Jahre her sein,“ verbesserte der Gehilfe seine Entgleisung. „Man vergißt ja so etwas leicht.“

„Freilich,“ bestätigte der Herzog. „Die lebensfrohe Jugend springt noch leichtfertig mit der Zeit um. Wenn man älter ist, ändert sich das. Ich habe außerdem aber ein vorzügliches Gedächtnis.“

Der Diener trat ein und brachte einen Imbiß und das Teeservis. Er schenkte beiden Herren ein.

Während Castrano Messer und Gabel ergriff, fragte er: „Wie lange sind Sie in Paris?“

„Seit — seit etwa einem Jahre,“ antwortete Pradier zögernd und setzte seine Tasse an den Mund.

„Seit einem Jahre schon?“ entgegnete der Herzog überrascht, indem er scharf zu Pradier aufblickte. „Da wundert es mich recht, daß mir meine Frau gar nichts von Ihrer Anwesenheit geschrieben hat.“

Der junge Mann erkannte, daß er sich wiederum verfahren hatte. „Nun,“ erwiderte er gezwungen lächelnd, „von solcher Wichtigkeit war doch wohl meine Anwesenheit nicht.“

„Wenn eine neue Männererscheinung, und noch dazu ein Verwandter, freilich ein etwas weitläufiger, im Gesichtskreis einer Frau auftaucht, pflegt ihre Feder schon redelustig zu werden. — Aber,“ fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, „da wir von Verwandtschaft sprechen, fällt mir ein, hat denn unser alter Masaccio seinen berühmten Piombo noch?“

Pradier geriet durch diese Frage in eine neue Verlegenheit. Wer war der alte Masaccio? Sicher ein Verwandter des Herzogs und der Herzogin. Aber was war der berühmte Piombo? Es war zum Tollwerden! — „Den Piombo —?“ kam es zögernd von seinen Lippen.

„Nun ja, den Piombo. Lärm genug hat Masaccio doch von ihm gemacht. Vor drei, vier Jahren verpaßte er doch keine Gelegenheit, jedem, mit dem er nur irgendwie bekannt wurde, seinen Piombo vorzuführen. Nun“ — der Herzog lachte behaglich vor sich hin — „zugestutzt hatte er ihn ja vortrefflich.“

Pradier schwieg betreten.

„Er hoffte doch seinerzeit,“ fuhr Castrano fort, „mit ihm einen kolossalen Gewinn zu erzielen. Sie wissen es ja ebensogut wie ich. Ich stand dem berühmten Piombo immer mißtrauisch gegenüber. Wie ist es denn geworden? Und was halten Sie von seinem Wert?“

Jetzt mußte der Gehilfe antworten. „Einen gewissen Wert,“ begann er, „besißt ja der Piombo sicher.“

Was war nun aber in aller Welt der Piombo? Castrano hatte von „vorführen und zusetzen“ gesprochen, also konnte es nur ein Pferd sein. Gewiß ein Rennpferd, mit dem der alte Masaccio auf der Rennbahn tüchtige Gewinne einzuheimen hoffte. So und nicht anders war es. Er mußte unbedingt zeigen, daß er in der Angelegenheit Bescheid wußte. Er nahm sich vor, dem edlen Kenner einige Fehler anzudichten, damit er sich über den Wert des Pferdes unentschieden äußern konnte.

Erleichtert fuhr er fort: „Indessen hat das brave Tier —“

„Was?“ unterbrach ihn Castrano verwundert und hielt im Essen ein. „Wovon sprechen Sie? Sie nennen den Piombo ein Tier? Ich meine doch das Madonnengemälde von Sebastione del Piombo aus dem sechzehnten Jahrhundert, das der alte Masaccio nachgedunkelt und beschädigt zufällig in seinem Albanerschloß auffand und mit allen Feinessen und Schikanen aufreischen und herichten ließ, um es möglichst teuer zu verkaufen. Sie scheinen den Piombo unsaßbarerweise gar nicht zu kennen, denn sonst hätten Sie ihn doch nicht als —“

Pradier traf förmlich ein Blitzschlag. Also doch fehlgeschossen! Nun hieß es retten, was noch zu retten war. Nur kühne Dreistigkeit konnte ihn noch herausreißen. Er lachte erheitert auf. „Das ist allerdings ein

köfliches Mißverständnis," sagte er schnell. „Sie sprachen von dem Gemälde und ich von Masaccios Rennpferd. Er hat später auch ein Rennpferd so benannt.“

„Rennpferd?“ stieß der Herzog hervor. „Masaccio und Rennpferde? Das ist unglaublich! Auf diese Tollheit kann doch Masaccio nicht geraten sein. Dazu befaß er ja weder das Vermögen noch die Fachkenntnisse.“

Der Herzog legte Messer und Gabel beiseite und setzte sich an den Rauchtisch, wohin ihm Pradier folgte. Ein bohrender Verdacht stieg in dem Diplomaten auf. Der junge Mann ihm gegenüber konnte unmöglich seinem italienischen Verwandtenkreis angehören, er konnte unmöglich ein Montebello sein. Schon vorher hatte er sich in Widersprüche verwickelt, und nun hatte er auch in dieser Sache keine Ahnung! Aber wer war er denn, was wollte er hier? Er beschloß, ihm eine Schlinge zu legen.

„Das Mißverständnis ist in der That spaßig," nahm er das Gespräch mit heiterer Miene wieder auf. „Aber so etwas kommt vor. Dem alten Masaccio muß man wirklich alles zutrauen. — Sagen Sie einmal, lieber Montebello," fuhr er bedächtig fort, „Ihre Frau Mutter war doch eine Gozzoli, und als Gozzoli muß sie doch auch mit dem Conte Fatrano verwandt gewesen sein?“

Pradier witterte, daß ihm eine Falle gestellt werden sollte, aber antworten mußte er. Hier war die größte Vorsicht nötig. „Verwandt," versetzte er, „war sie mit dem Gr. fen doch nur im dritten, vierten Grade.“

„So!“ Der Herzog riß sich die Serviette ab und sprang auf. „Jetzt sind Sie gefangen, mein Herr!“ rief er mit lauter Stimme. „Erst behaupten Sie, der arme Gustavo Torrefiore habe vor drei Jahren das große Los gewonnen, dann, daß Sie sich schon seit

einem Jahre in Paris befänden, darauf bezeichneten Sie den Biombo als ein Pferd, und nun lassen Sie es ruhig hingehen, wenn ich als Mutter von Ernesto Montebello — der Sie doch sein wollen — eine Gozzolini nenne, während sie eine geborene Mategna war. Sie sind weder ein Verwandter von mir, noch viel weniger Ernesto Montebello.“

Dem Gehilfen war es, als schwände ihm der Boden unter den Füßen. Nun war doch alle Diplomatie nutzlos gewesen! Wenn er nur jetzt das Halsband gehabt hätte!

„Bitte, erklären Sie mir den Zweck Ihres Hierseins gefälligst und haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir mitzuteilen, mit wem ich die Ehre habe,“ fuhr der Herzog mit kühler Bestimmtheit fort.

„Ich — ja —“ stammelte Pradier.

In diesem Moment schlüpfte die Kammerzofe der Herzogin in den Salon, trat hinter des Gehilfen Fauteuil, machte vor dem Herzog einen Knicks und sagte: „Frau Herzogin lassen um Entschuldigung bitten. Sie wird nicht mehr kommen können. Sie fühlt sich un- päßlich.“

„Meiner Frau ist nicht wohl?“ fragte Castrano mit argwöhnischer Färbung im Ton.

Die Kammerzofe ließ blitzschnell einen Gegenstand, den sie unter der Schürze verborgen gehalten hatte, hinter Pradiers Rücken in den Sessel niedergleiten und huschte davon.

Pradier hätte vor Freude aufjubeln mögen. Er hatte das Etui mit dem Halsband ergriffen und schnell in die Tasche gesteckt. Nun endete die Sache doch noch wie eine echte und rechte Komödie! Denn jetzt stand sein Entschluß fest.

„Also, mein geheimnisvoller Unbekannter,“ wandte

sich der Herzog wieder an ihn, „nun lösen Sie mir das Rätsel freundlichst, oder —“

„Ja, das werde ich jetzt, Hoheit.“ Er erhob sich und nahm seinen Hut. „Mein Name ist — Niemand,“



rief er lächelnd und verbeugte sich, sprang zur Tür, riß sie auf und verschwand.

Der Herzog war starr, faßte sich aber rasch und stürzte zum Salon hinaus.

„Wo ist der Herr hin?“ herrschte er den auf dem Flur auf und ab gehenden Diener an.

„Er lief zur Hintertür.“

„Aha,“ stieß der Herzog hervor, „durch den Garten! Aber warte nur, mein Bürschchen!“

Er ergriff einen der zur Beleuchtung des Flures

aufgestellten Armleuchter und stürmte den Gang geradeaus in sein Jagdzimmer, das nach dem Garten hinaus lag.

Dort riß er aus dem Pistolenkasten eine Pistole, eilte an das Fenster, öffnete es und spähte in den Garten hinaus.

Pradier war durch den Ausgang, der in den Garten führte, in das Freie gelaufen. Er hatte bemerkt, daß der Garten von der Seitenstraße durch eine nicht allzu hohe Mauer getrennt war, die er unschwer übersteigen zu können hoffte.

Aber so leicht, wie er sich vorgestellt hatte, war die Sache doch nicht. Erst nach längerem Bemühen gelang es ihm, auf den Absatz eines Pfeilers sich emporzuschwingen.

In diesem Moment war es, als der Herzog in dem Jagdzimmer das Fenster aufriß.

Der Garten war vom Mond hell erleuchtet.

Der Herzog hob die Pistole, zielte und feuerte.

Pradier fühlte einen leichten Schmerz an der rechten Schulter. Der Schuß hatte ihn getroffen, aber es konnte wohl nur ein sehr oberflächlicher Streifschuß sein, denn er konnte den Arm noch bewegen.

Schnell sprang er auf die Straße hinab, raffte den Hut auf, der ihm entfallen war, und stürmte davon.

3.

Der weithin hallende Schuß hatte die Aufmerksamkeit der auf der Straße patrouillierenden Polizisten erregt. Als sie einen Mann in schnellem Lauf die Straße hinabeilen sahen, setzten sie dem Verdächtigen nach und nahmen ihn fest.

„Das wird ja immer schöner!“ murmelte Pradier. „Erst wird man angeschossen, und jetzt wird man wohl

noch gar festgesetzt. Und das alles nur einer Gefälligkeit wegen!"

Die Polizisten führten Pradier in das Wartezimmer der nächsten Polizeistation. Einer der Leute schritt in das Bureau des Kommissärs, um ihm von der Verhaftung des jungen Mannes Meldung zu machen.

Kurz darauf wurde der Gehilfe in das Bureau gerufen.

„Was — Sie sind der Kapitalverbrecher, lieber Pradier?“ rief der Kommissar lachend, als er den Gehilfen erblickte. Der Beamte kannte Pradier seit langem und wußte auch, daß er in dem Geschäft von Laugier angeestellt war.

„Gott sei Dank,“ antwortete der Gehilfe, „daß ich in Ihnen eine befreundete Seele antreffe, Herr Kommissär! Ja, ich bin der Festgenommene.“

„Nun erzählen Sie! Um was handelt es sich denn?“

Der Gehilfe berichtete dem Kommissär mit der Bitte um strengste Verschwiegenheit von der Verpfändung des Halsbandes, seiner Teilnahme am Ball, seinem Zusammentreffen mit dem Herzog und seiner plötzlichen Flucht.

„Das ist ja eine allerliebste Geschichte!“ lachte der Kommissär hell auf, „wahrhaftig, eine allerliebste Geschichte! Die muß so nett enden, wie sie bisher verlaufen ist. Sie können natürlich sofort nach Hause gehen, lieber Pradier. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag machen. Sie lassen das Halsband hier. Heute früh um zehn Uhr beraume ich hier einen Vernehmungstermin an, zu dem Sie und Herr Laugier erscheinen. Ich lade auch den Herzog dazu vor. Dann bringe ich die köstliche Halsbandgeschichte zur allgemeinen Befriedigung diskret und glatt ins reine. Ich freue mich schon jetzt auf die Verhandlung.“

Pradier war mit dem Vorschlag des Kommissärs gern einverstanden. Er reichte ihm die Hand, empfahl sich und machte, daß er nach Hause kam.

Seine Verwundung erwies sich glücklicherweise als ganz leicht.

Die Herzogin von Castrano hatte keine sehr angenehme Nacht verbracht, denn es war ihr klar, daß sie nun das Bekenntnis über die Verpfändung des Halsbandes nicht mehr hinauschieben konnte. Nach dem Verschwinden des Gehilfen hatte sie der Herzog noch einmal sprechen wollen, aber sie hatte ihn durch die Kammerzofe mit der Notlüge abweisen lassen, daß sich ihre Kopfschmerzen bis zur Unerträglichkeit gesteigert hätten.

* * *

Pradier und Laugier erschienen pünktlich zu dem angekündigten Termin. Man führte sie in ein Nebenzimmer. Der Herzog von Castrano war noch nicht anwesend. Endlich fuhr er vor. Ein Polizist geleitete ihn in das Bureau des Kommissärs.

„Herr Herzog,“ begann dieser und zog die Augenbrauen in die Höhe, „Sie haben in der vergangenen Nacht auf einen jungen Mann geschossen.“

„Ja, auf ihn geschossen habe ich, ob ich ihn aber auch getroffen habe, weiß ich nicht.“

„Sie haben ihn getroffen, aber es hat weiter nichts zu bedeuten. Und das ist recht gut, denn Sie sind dem Herrn außerordentlich verpflichtet.“

„Ich?“ rief der Herzog gereizt. „Da hört doch alles auf!“

„Gewiß, Hoheit. Der junge Mann hat Ihrer Frau Gemahlin einen recht großen Dienst erwiesen.“

„Meiner Frau einen Dienst erwiesen? Das wird ja immer schöner!“

Der Kommissär entnahm das Etui einem Schubfach, öffnete es und hielt dem Herzog das Halsband entgegen. „Kennen Sie dieses Halsband?“



„Allerdings,“ erwiderte der Herzog fassungslos. „Es ist unser alter Familienschmuck.“

„Es ist also Ihr Eigentum.“ Der Kommissär schritt an die Tür des Nebenzimmers, in das er hineinwinkte. „Und kennen Sie,“ fuhr er fort, als Pradier und Laugier hereintraten, „diesen jungen Mann hier?“

„Sie geheimnisvoller Better!“ rief der Herzog überrascht, „tauchen Sie schon wieder vor mir auf? Wer sind Sie denn in aller Welt?“

„Mein Name ist Bradier,“ versetzte der Gehilfe sich verbeugend.

„Und ich heiße Laugier,“ fuhr der Juwelier fort, indem er einen Schritt vortrat. „Mich werden Hoheit kennen.“

„Ah, richtig, Herr Laugier, Sie sind's!“ sagte der Herzog. „Aber was soll das alles?“

„Herr Bradier,“ entgegnete der Juwelier, „ist mein Gehilfe und demnächst auch mein Schwiegersohn. Ich hatte ihm die Fürsorge für das Halsband dort anvertraut.“

„Diese ganze Sache begreife, wer kann!“ rief Castrano hervor. „Ich vermag es nicht.“

„Hoheit, gestatten Sie mir ein paar Worte,“ warf der Kommissär ein und berichtete kurz über die merkwürdige Halsbandangelegenheit.

„Deshalb kamen Sie also in mein Haus? Und deshalb stellte Sie mir meine Frau als ihren Better Montebello vor?“ fragte Castrano voll Erstaunen.

Und dann fing er an zu lachen und lachte und lachte, bis ihm die Tränen aus den Augen rannen.

Als er sich endlich wieder beruhigt hatte, sagte er: „Natürlich löse ich den Schmutz ein. Ich werde Ihnen, Herr Laugier, sofort bei meinem Bankier die zweihunderttausend Franken überweisen und außerdem noch ein Schmerzensgeld für Sie, Herr Bradier, als Geschenk für Ihren künftigen Haushalt hinzufügen. Sie haben übrigens Ihre Rolle ganz vortrefflich gespielt. Beinahe hätten Sie sogar mich, den gewiegten Diplomaten, überlistet. Das Halsband nehme ich gleich mit,

denn ich brauche es zu einer kleinen Unterhaltung mit meiner Frau.“

Der Herzog fuhr mit Laugier erst zu seinem Bankier und dann nach seinem Palais zurück.

Die Herzogin lag, in ein spitzenübersätetes, duftiges Morgenkostüm gehüllt, auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir.

Eine leise Angst durchbebte sie. Die frühe Ausfahrt ihres Mannes hatte sicher eine besondere Bedeutung. Ging sie mit der gestrigen Anwesenheit des Gehilfen und mit der Verpfändung des Halsbandes zusammen? Dann war der lange gefürchtete Augenblick gekommen, in dem sie ihr Vergehen bekennen mußte.

Unwillkürlich richtete sie sich auf, als der Herzog in das Boudoir trat.

„Ich komme, liebe Lucile,“ sprach der Herzog, „soeben von deinem lieben Vetter Montebello. Ernesto war es doch wohl?“

„Du —“

„Ja, er läßt dich vielmals grüßen.“

„Armand!“

„Gestern nacht hätte ich den armen Kerl beinahe über den Haufen geschossen.“

„Mein Gott —“

„Ja, beinahe, liebe Lucile. Den Willen hatte ich dazu. Aber beruhige dich seinetwegen. Er erhielt nur eine leichte Schramme und befindet sich wohl und munter.“

„Armand, willst du mir nicht —“

„Alles will ich dir erklären,“ unterbrach sie der Herzog. „Er sendet dir aber nicht nur einen Gruß, sondern auch noch etwas anderes.“

Castrano hatte in die Tasche gegriffen und hielt ihr jetzt das geöffnete Etui entgegen.

„Armand,“ schrie die Herzogin und sprang auf, „du weißt von meinem Leichtsinne und du verzeihst mir?“

„Von Herzen gern, Lucile,“ entgegnete er warm. „Es ist mir,“ fügte er hinzu, „immer noch lieber, daß du Schulden gemacht hast, und daß der falsche Vetter ein Juweliergehilfe und Wächter deines Halsbandes war, als daß er —“

Sie erstickte seine Worte mit stürmischen Küssen.





Die Viktoriahand.

Beitrag zur Pflege der Frauenschönheit.

Don L. Brenkendorff.

Mit 8 Illustrationen.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Wissen unsere Leserinnen, was eine Viktoriahand ist? Ich vermute, daß es nicht einmal jene ahnen, die sich selbst im beneidenswerten Besitz eines solchen Kleinods befinden. Ich sehe sogar im Geiste manch verwundertes Kopfschütteln, wenn ich versichere, daß es die neueste Modiform weiblicher Hände ist, für die man die erwähnte wohlklingende Bezeichnung erfunden hat, denn daß auch die Gestalt irgend eines lebendigen Körperteils der wechselnden Mode unterworfen sein soll, wie zum Beispiel Hüte, Kleider und Haarfrisuren, möchte nicht ohne weiteres einleuchten.

Man findet es wohl begreiflich, daß die unbesändige Göttin, der die schönere Hälfte des Menschengeschlechts auf dem ganzen, weiten Erdenrund in widerspruchsloser Demut opfert, in der einen Saison schlanke und in der anderen üppige Figuren als „modern“ vorschreibt, und man weiß mit weiblichem Scharfsinn solchem Machtgebot selbst unter den schwierigsten Verhältnissen bis an die äußerste Grenze des Möglichen Genüge zu tun, verfügt man doch für derartige Metamorphosen über allerlei mehr oder weniger verschwiegene Hilfsmittelchen, deren Anwendung zwar hie und da einer Vorspiegelung falscher Tatsachen bedenklich nahe kommt, die sich aber bei einiger Geschicklichkeit

auch vor dem schärfften Auge verbergen lassen, sofern es nicht zufällig das Auge einer eiferfüchtigen Rivalin oder — einer guten Freundin ist; die Hand aber, als der Körperteil, der zumeist schutzlos und hüllenlos allen neugierigen Blicken preisgegeben ist, scheint sich — abgesehen vielleicht von der wechselnden Art, sie zu schmücken — von vornherein allen despotischen Launen der Herrscherin Mode zu entziehen.

Trotzdem bleibt es eine unbestreitbare Tatsache, daß soeben die namentlich von allen britischen und amerikanischen Damen mit Begeisterung aufgenommene Parole ausgegeben wurde, es habe fortan nicht mehr die bisher so beliebte „Sporthand“, sondern die „Viktoriahand“ als modern und vornehm zu gelten.

Dieser plötzliche Geschmackswechsel sieht keineswegs ohne Beispiel in der Vergangenheit da. Es hat vielmehr beinahe jede Zeitepoche ihr besonderes Schönheitsideal auch in Bezug auf die Form der weiblichen Hand gehabt, und der Kenner vermag ein altes Porträt zweifelhaften Ursprungs oft schon nach der Form der gemalten Hände einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Meister zuzuweisen. Manchmal hatten die runden, fleischigen, molligen Hände den Vorzug, modern zu sein, während der Geschmack einer anderen Periode feine, schmale, ätherische Hände mit langen, schlanken, spitz zulaufenden Fingern verlangte, und die auf uns gekommenen weiblichen Bildnisse sind ein Beweis dafür, daß sich die lieben Enkelkinder zu den verschiedenen Zeiten dem jeweiligen Schönheitsideal wirklich recht gut anzupassen wußten, daß also die Mehrzahl von ihnen runde und mollige Hände hatte, solange diese in besonderer Gunst standen, und daß es beinahe nur noch lange, schmale und spitze Finger gab, als es der Mode gefiel, diese für schöner zu erklären.



Abbildung 1. Übungen zur Entwicklung der Armmuskulatur.

Warum also sollte heute unmöglich sein, was in vergangenen Jahrhunderten dem zarten Geschlecht offenbar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereitete?

In der That gibt es kaum einen bildungs- und wandlungsfähigeren Teil unseres Körpers als gerade die Hand, die sich nicht nur mit ihrem kunstvollen Mechanismus allen an sie gestellten Anforderungen mit der Zeit auf eine nahezu wunderbare Weise anzupassen pflegt, sondern die auch den denkbar geeignetsten und dankbarsten Gegenstand für eine rationelle Schönheitspflege bildet. Gerade ihre Bildungsfähigkeit ist es ja, die die Hand eines Menschen fast in noch höherem Maße als sein Gesicht zur Verrätherin wenn nicht seines Charakters, so doch seines Berufs, seiner Lebensgewohnheiten und seines — Alters macht. Schon aus diesem letzten Grunde sollte namentlich das schöne Geschlecht diesem oft recht hiefmütterlich behandelten Körperteil etwas mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden, als es gemeinhin geschieht — und zwar auch noch über jene glücklichen Jahre hinaus, in denen die Hand schon deshalb von ganz besonderer Wichtigkeit ist, weil ihre Besitzerin mit Sehnsucht desjenigen harret, der diese Hand begehrt.

Die Hand einer Frau gibt Zeugnis von der Art, in der sie sich zu beschäftigen pflegt. Gewiß ist die Zahl der Fälle nicht gering, in denen die große, muskulöse, harte Hand, die von schwerer Arbeit spricht, das schönste und ehrenvollste Zeugnis für die Tüchtigkeit ihrer Trägerin ablegt; eine so gestaltete Hand geradezu zum Schönheitsideal zu erheben, war indessen erst unserer sportwütigen Neuzeit vorbehalten, und die eingangs erwähnte Modewandlung bedeutet im Grunde nichts anderes als die Rückkehr zu einer Schönheitsauffassung,

die während aller Blüteperioden menschlicher Kultur Geltung hatte. Die feste, energische, in Luft und Sonne gebräunte Hand von beinahe männlichen Formen galt in der guten Gesellschaft für vornehm, solange die Fertigkeit in allerlei Sportübungen, deren Kennzeichen sie angeblich sein sollte, als einer der bestechendsten weiblichen Vorzüge angesehen wurde.

Seitdem aber der Enthusiasmus für die übertriebene körperliche Betätigung junger Mädchen und Frauen eine gewisse heilsame Dämpfung erfahren und der Erkenntnis Platz gemacht hat, daß die holdesten Besonderheiten und Reize des weiblichen Geschlechts eigentlich auf einem anderen Gebiete liegen, wünscht man die wieder in ihr altes Herrscherrecht eingesetzte *Annut* auch in der Form und Beschaffenheit der weiblichen Hand zu bewundern. Man erklärte die kraftvolle, ausgearbeitete „Sporthand“ für unschön und unmodern und verlangte statt ihrer eine zarte, weiche, spitz zulaufende Hand von reinstem Weiß — die „Viktoriahand“.

Für Damen, die noch in ihres Lebens erster Maienblüte stehen, wird es nicht allzu schwer sein, im Verlauf einiger Wochen oder Monate diesem neuesten Modegesetz gerecht zu werden und ihre kräftige, braune „Sporthand“ in ein feines, zierliches „Viktoriahändchen“ zu verwandeln. Denn die Hand eines jungen Mädchens, sofern sie nicht gar zu sehr vernachlässigt oder mißhandelt wurde, ist von Natur weich, fleischig und geschmeidig, von schöner, reiner Farbe und glatter, samtartiger Haut. Die Adern treten nicht zu Tage, und die Knöchel zeichnen sich kaum erkennbar unter dem Fleisch- und Fettpolster ab. Auch ist der Mädchenhand zumeist von Haus aus die spitz zulaufende Form eigen, die wir in ihrer höchsten Aus-

bildung auf den Bildern eines van Dyck bewundern können.

Bei Damen dieses glücklichen Alters wird also in den meisten Fällen die vernünftige Einschränkung sportlicher Betätigungen hinreichen, die mehr oder weniger verloren gegangene Schönheit der Hand wiederherzustellen. Erheblich größerer Mühe und Geduld aber möchte es bei jenen Angehörigen des zarteren Geschlechts bedürfen, die ihr dreißigstes Jahr überschritten haben, denn um diese Zeit pflegt sich im natürlichen Lauf der Dinge eine sehr augenfällige Veränderung im Aussehen und in der Beschaffenheit der Hand zu vollziehen. Die anmutige Polsterung beginnt zu schwinden, und die ehemals glatt gespannte Haut fängt demzufolge an, sich in Falten zu legen. Die Adern treten immer schärfer hervor, und die scheinbar größer werdenden Knöchel geben dem Gliede mehr und mehr ein ediges und knotiges Ansehen, das zuletzt einen geradezu häßlichen Anblick gewähren kann.

Die Hoffnung auf eine vollständige oder teilweise Wiederherstellung der ehemaligen Schönheit ist indessen auch hier noch keineswegs ausgeschlossen, und unser ästhetisches Empfinden würde viel seltener durch eine Zurschaufstellung unschöner Hände verletzt werden, wenn unsere Damen sich allgemein daran gewöhnen wollten, diesem Körperteil mindestens die gleiche liebevolle Sorgfalt zuzuwenden, mit denen die Mehrzahl von ihnen ihr Gesicht behandelt. Der dazu erforderliche Aufwand an Zeit und Mühe ist keineswegs übergroß, und er macht sich durch den Erfolg stets reich belohnt.

Da die erste Voraussetzung aller körperlichen Schönheit körperliche Gesundheit ist, muß natürlich dem allgemeinen Ernährungszustande des Körpers die erste und vornehmste Sorge gehören. Aber mit diesem in



Abbildung 2. Übungen zur Entwicklung der Rimmuskulatur.

das ärztliche Gebiet fallenden Teil der Schönheitspflege können wir uns hier nicht beschäftigen; wir können vielmehr aus dem Besonderen ins Allgemeine nur insoweit abschweifen, daß wir darauf hinweisen, wie eine schöne Hand nur denkbar ist als Fortsetzung eines wohlgebildeten Armes, und daß wir demzufolge einige Winke geben, wie vorhandene Mängel dieses Gliedes durch einfache Mittel zu beseitigen oder zu mildern sind.

In weitaus den meisten Fällen ist es eine zu große Magerkeit, das heißt eine zu geringe Muskelentwicklung des Armes, die als ein Schönheitsfehler schmerzlich empfunden wird. Wer ihm abhelfen will, der möge beileibe nicht seine Zuflucht zu anstrengenden athletischen Übungen nehmen, die im günstigsten Fall geeignet sind, dem weiblichen Arm eine aller anmutigen Weichheit beraubte „männliche“ Form zu geben. Die Schönheitsgymnastik muß vielmehr mit großer Mäßigung betrieben werden, wenn sie wirklich zu dem gehofften Erfolge führen soll. Man braucht sich weder durch lange fortgesetzte Freiübungen zu ermüden noch mit schweren Hanteln oder sonstigen muskeltärkenden Apparaten zu hantieren. Eine Kugel oder ein anderes Gewichtstück von nicht mehr als einem halben Pfund ist vollständig ausreichend. Man nehme dasselbe in die flache Hand und strecke den Arm unter möglichster Straffung der Muskulatur langsam aus, wie wenn man dabei eine schwere Last zu bewältigen hätte (Abbildung 1). Soll besonders der Unterarm, sowie das Ellbogen- und das Handgelenk besser entwickelt werden, so vollführe man mit dem ausgestreckten Arm eine Drehung, wie sie durch Abbildung 2 veranschaulicht wird, und wiederhole das Ausstrecken des Armes wie die Drehung desselben ungefähr zwanzigmal hinter-

einander. Es genügt vollkommen, diese, wie die weiter geschilderten Übungen zweimal am Tage vorzunehmen, um in allen Fällen, wo der Magerkeit keine Ursachen krankhafter Natur zu Grunde liegen, schon nach Verlauf weniger Wochen einen Erfolg wahrzunehmen.

Nicht nur der Entwicklung des Armes, sondern auch der Muskulatur der Hände kommt es zu statten, wenn man Morgens und Abends je zehn Minuten auf folgende Übungen verwendet: Man erhebe die Arme mit weit geöffneten Händen so über den Kopf wie die junge Dame auf unserem dritten Bilde, strecke sie dann gleichzeitig seitlich aus und bringe sie, immer mit langsamer und doch energischer Bewegung, in die erste Stellung zurück, schließe die Finger zur Faust, öffne sie wieder und wiederhole die ganze Übung fünfzehn- bis zwanzigmal. Oder man erhebe die Arme mit der auf Abbildung 4 wiedergegebenen Fingerhaltung so hoch als möglich, verharre während der Dauer einer tiefen, langsamen Ein- und Ausatmung in dieser Stellung, lasse die Arme sodann langsam an den Seiten des Körpers herabsinken, atme wieder tief ein und aus und setze diese auch den Lungen Spitzen sehr heilsame Übung bis zu zehnmaliger Wiederholung fort.

Zweckmäßig für schwach entwickelte oder zu lebhaft gefärbte Hände ist eine Knetmassage des Ober- und Unterarmes, die am besten von einer anderen Person ausgeführt wird, zur Not aber auch mit der eigenen freien Hand bewirkt werden kann. Die Art der Manipulation selbst ist aus unserer Abbildung auf S. 106 deutlich genug ersichtlich, um uns der Notwendigkeit weiterer Erläuterungen zu überheben.

Eine Behandlung des Armes mit der Frottierbürste ist bei sparsamer Anwendung dieses Instruments ebenfalls geeignet, ihn „molliger“ und vor allem weißer

zu machen. Man tauche die Bürste zuvor in heißes Seifenwasser, dem man ein kleines Quantum von Hafermehl oder Reispuder zugefügt hat; aber man frottiere nicht zu stark und begnüge sich mit einer wöchentlich einmaligen Wiederholung.



Abbildung 3. Übungen zur Entwicklung der Armmuskulatur.

Was nun die eigentliche Handpflege betrifft, so werden ja vermutlich nur sehr wenige unserer Leserinnen geneigt sein, dem Beispiel jener Dame zu folgen, die sich von dem „Schönheitsdoktor“ dazu verurteilen ließ, ein paar Wochen lang Tag und Nacht Handschuhe zu tragen, deren Innenseite zuvor mit einer besonderen,

erweichenden PASTE bestrichen worden war. Der Erfolg soll ja freilich geradezu verblüffend gewesen sein, aber in den meisten Fällen dürfte es doch wohl genügen, die mit Cold-cream oder Vaseline eingeriebenen Hände



Abbildung 4. Übungen zur Entwicklung der Armmuskulatur.

während der Nacht mit Handschuhen aus weichem Leder zu bedecken.

Die erste und wesentlichste Aufgabe der rationellen Handpflege wird fast immer die sein, die zu fettarm gewordene Haut wieder glatt und geschmeidig zu

machen. Unter den zahllosen Salben und Pasten, die für diesen Zweck empfohlen werden, soll sich als besonders wirksam eine erwiesen haben, die noch dazu den Vorzug hat, daß jede Dame sie sich ohne große



Abbildung 5. Massieren des Armes.

Mühe und nennenswerte Kosten selbst herstellen kann. Das Rezept mag hier seine Stelle finden. Man nehme zu zwei Eßlöffeln Hammeltalg einen Eßlöffel Mandelöl, lege ein Zweiglein Süßklee in die Mischung, erhitze sie, nehme den Klee wieder heraus und schlage das Gemisch, nachdem man ihm einige Tropfen seines Lieblingsparfüms hinzugefügt hat, mit einem kleinen Schaumschläger zu einer gleichmäßigen Paste, die mit Vorliebe in leeren, vor der Verwendung ebenfalls

leicht parfümierten Eierchalen aufbewahrt wird. Mit dieser Salbe reibe man Hände und Arme allabendlich vor dem Schlafengehen gründlich ein, nachdem man sie zuvor in sehr heißem Wasser gewaschen hat.

Daß man, um sich schöne Hände zu erhalten, tunlichst alle Beschäftigungen vermeiden muß, welche Schwielen, Frostbeulen, Hautrisse, Narben von Nadelstichen und dergleichen hervorrufen können, bedarf



Abbildung 6. Frottieren des Armes.

keiner besonderen Begründung. Für die Beseitigung solcher schon vorhandenen Schönheitsfehler weiß jeder Apotheker die geeigneten Mittel anzugeben. Hier mögen schließlich nur noch ein paar Worte über die

Fingernägel gesagt sein, in deren Behandlung am allermeisten gesündigt zu werden pflegt.

Wie sie durch Anwendung erweichender Mittel vor dem Brüchigwerden zu bewahren sind, wie man ihnen durch zweckmäßiges Beschneiden oder vielmehr Feilen



Abbildung 7. Das Erweichen der Fingerspitzen vor der Behandlung der Nägel.

eine dem Auge wohlgefällige Form und durch Polieren mit Puder einen hübschen Glanz verleihen kann, ist unseren Leserinnen ja ohne allen Zweifel hinlänglich bekannt, und nur, um uns keiner sträflichen Unterlassung schuldig zu machen, wollen wir daran erinnern, daß vor jeder Behandlung der Nägel eine Erweichung der Fingerspitzen in lauwarmem Wasser vorzunehmen

ist, dem etwas Toiletteessig oder ein paar Tropfen Kölnischwasser zugesetzt worden sind. Auch mag darauf hingewiesen sein, daß bei sehr brüchigen Nägeln das



Abbildung 8. Polieren sehr brüchiger Nägel in der Handfläche.

Polieren am besten in der Weise geschieht, daß der Puder in die innere Fläche der freien Hand gestreut, und die Nägel sanft darüber hin gerieben werden.

Jene Verjüngung aber, von der wir oben sprachen, besteht heutzutage bei weitem nicht mehr so oft in einer

Mißhandlung oder Vernachlässigung der Nägel, deren Wichtigkeit für das Aussehen der Hand ja ohne weiteres einleuchtet, als vielmehr in der slavischen Nachahmung der Mode, welche zugespitzte Nägel vorschreibt, auch in solchen Fällen, wo dadurch eine geradezu unschöne Wirkung hervorgebracht wird.

Der Nagel soll sich vor allem der Form der Fingerkuppe anpassen und dieselbe gewissermaßen harmonisch vervollständigen. Wer spitz zulaufende Finger hat, der tut wohl daran, auch spitze Nägel zu tragen, ein fleischiger Finger aber, der sich gegen die Spitze hin wenig oder gar nicht verjüngt, kann durch diese Nagelform geradezu entstellt werden, während ihm ein schön gepflegter, rosig glänzender Nagel, der in der Form der Fingerkuppe abgerundet ist, zu wirklichem Schmuck zu gereichen vermag.





Zwei Ausreißer.

Novelle von Gustav Valenti.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein wunderschöner Sommertag. Leuchtend klar war der Himmel. Die Sonne strahlte schon in aller Frühe mit größter Liebenswürdigkeit auf Mitterstadt herab und tat so, als ob es ihre liebste Beschäftigung wäre, den Mitterstädtern warm zu machen. Ein leiser Wind schien an Liebenswürdigkeit mit ihr zu wetteifern, indem er aus Wald und Feld erfrischende Wohlgerüche hereinwehte, um damit die Unannehmlichkeiten einer allzu üppigen Bestrahlung durch die Sonne zu mildern.

Genau bekannt ist es nie geworden, ob die Mitterstädter die Gunst der Sonne in dem Maße verdienten, in dem sie ihnen häufig zu teil wurde. Gewiß ist nur, daß es in Mitterstadt jemand gab, der an jenem Tage seinen Geburtstag feierte und dem allein zu Ehren schon solch schönes Sommerwetter gerechtfertigt war.

Dieser Jemand war Frau Marie Gertling, die soeben ihren Laden aufmachte, in dem sie alles Zubehör für weibliche Handarbeiten feilhielt, sowie Wäsche und Hauskleider zum Nähen übernahm, gelegentlich auch auf der Maschine strickte und sich im übrigen um nichts kümmerte als um ihren Haushalt und um das Wohl ihres einzigen Sohnes Hans, eines gesunden Jungen von zehn Jahren.

Frau Gertling war eine rechtschaffene, arbeitsame Frau in den Dreißigern, von angenehmen Körper- und Umgangsformen. Vielen Mitterstädter Bürgern erschien sie als das Ideal einer Frau. Das war annähernd so viel wert, als wenn sie mit der Tugendrose ausgezeichnet worden wäre, denn die Leute in Mitterstadt haben scharfe Augen, und so weit man zurückdenken kann, hatte sich in ihrer Mitte noch niemand des Daseins gefreut, an dem sie nicht irgend ein Mäkelchen entdeckt hätten.

Freilich gab es auch jetzt einzelne ganz helle Köpfe in Mitterstadt, die sich durch die fortgesetzteste Rechtschaffenheit eines Menschen nicht verblüffen ließen. Sie behaupteten nach gewissenhaften Beobachtungen, in dem Leben der Frau Gertling einen auffallend dunklen Punkt zu bemerken.

Frau Gertling war nämlich keine geborene Mitterstädterin, sondern sie war erst vor vier Jahren aus München hergezogen und hatte das Geschäft von der früheren Eigentümerin käuflich erworben.

Es ist nun unzweifelhaft immer verdächtig, wenn eine Person in ihrem Aufenthaltsort nicht „hiesig“ ist, weil man nie wissen kann, was für ein schauderhaftes Vorleben eine solche Person durch einen tugendhaften Lebenswandel gutzumachen hat. Besonders verdächtig ist es, wenn sich eine solche Person für eine Witwe ausgibt, dabei jedoch über ihren seligen Gatten ein unseliges Schweigen beobachtet. Am verdächtigsten ist es jedoch, wenn eine Witwe von der Frische und Appetitlichkeit der Frau Gertling alle auf ehrbare Annäherung abzielenden Bestrebungen angesehener Bürger nicht beachtet.

Mit der Aufzählung dieser nicht zu verachtenden Verdachtsgründe war freilich alles erschöpft, was man

von Frau Gertling Schlimmes denken konnte. Es war übrigens nur eine lächerlich kleine Minderheit, die sich heimlich davon befriedigt fühlte, daß die Witwe anscheinend kein einwandfreies Vorleben hatte; die Mehrheit hielt sie für eine durch und durch ehrenwerte und unbemakelte Dame.

Frau Gertling selber gehörte zu denen, die der Ansicht waren, daß es allerdings in ihrer Vergangenheit einen dunklen Punkt gebe. Sie war sich zwar bewußt, stets ehrlich und rechtschaffen gewesen zu sein, aber sie wußte auch ganz genau, daß sie den Mitterstädtern etwas zu verbergen hatte. Diese waren auf der richtigen Spur, wenn sie das Schweigen der Witwe über ihren Mann und ihre Heiratscheu mit dem Geheimnis ihres Lebens in Zusammenhang brachten. Sie hatten eben scharfe Augen und helle Köpfe. Leider reichte aber alle Schärfe und Helligkeit nicht aus, in Frau Gertlings Geheimnis tiefer einzudringen, und diese hütete sich, es jemand auf die Nase zu binden.

Es bestand in der Hauptsache darin, daß die Witwe Gertling gar keine Witwe war. Sie war vielmehr noch bis über die Ohren verheiratet, und ihr Mann lebte wahrscheinlich irgendwo ein recht fideles Leben. Die brave Frau wußte nur nicht wo und trug auch kein Verlangen danach, es zu wissen. Denn Herr Gertling war seiner Gattin im zweiten Jahre der Ehe durchgegangen. Seitdem war er für sie allerdings so gut wie tot.

Sie hatte ihren Mann geliebt, da er ein ordentlicher, braver Mensch zu sein schien. Er war Werkmeister in einer mechanischen Werkstätte, hatte einen schönen Lohn und legte davon manchen Spargroschen auf die Seite. Es sah aus, als wäre das Ehepaar auf dem besten Wege, sich ein kleines Vermögen zu erübrigen,

mit dem sich der Mann selbständig machen konnte. Um dieses Ziel rascher zu erreichen, entschloß sich die Frau, ein zu ihrer Wohnung gehöriges Zimmer zu vermieten.

Nach einer Reihe verschieden gearteter Mieter zog eine Zirkusdame in das Zimmer ein. Ein flottes, kokettes Persönchen, deren Kunst wesentlich darin bestand, den Männern die Köpfe zu verdrehen. Es war ihr dabei ganz gleich, an wem sie ihre Kunst erprobte, wenn es nur ein Mann war. Sie zahlte ihre Miete pünktlich, und Frau Gertling glaubte ihres Mannes sicher zu sein, bis sie durch sein Benehmen der Mieterin gegenüber in diesem Glauben heftig erschüttert wurde. Es gab Eifersuchtszenen, und die weitere Folge war ein bergab führender Wandel in der Lebensführung des Mannes.

Die Frau kündigte der Zirkusdame sofort die Wohnung, und die Schöne zog auch ohne weiteres aus. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau besserte sich aber nicht. Nach einigen Wochen zog der Zirkus, in dem die Friedensstörerin beschäftigt war, weiter. An demselben Tage, an dem der Zirkus München verließ, harrte Frau Gertling vergebens der Heimkehr ihres Mannes. Er kam weder an diesem noch an sonst einem Tage wieder heim. Er war verschwunden und mit ihm die Ersparnisse, die das Ehepaar bisher gemacht hatte.

Mit ihrem Kinde stand nun die Frau allein da. Unermeßlich war ihr Schmerz über den gewissenlosen Streich ihres Mannes. Wer weiß, ob sie darüber nicht jeden Halt verloren hätte und in gleichgültiger Mißachtung aller edlen Daseinszwecke sich selbst vergessen und freiwillig auf ein Leben verzichtet hätte, das solche bittere Enttäuschungen mit sich brachte, wenn der Junge nicht gewesen wäre. In der Sorge um das Kind ver-

wand sie jedoch bald den Schmerz über ihr Mißgeschick. Sie mußte arbeiten für sich und den Kleinen, und die Arbeit wurde ihr Trost und Stütze. Arbeitend konnte sie vergessen und neuen Lebensmut fassen, neue Hoffnungen hegen und ein neues Glück erträumen. Kastlos tätig und all den billigen und doch kostspieligen Zerstreuungen der Großstadt ferne bleibend, war es ihr möglich, Ersparnisse zu machen und sich schließlich in der kleinen Provinzstadt das Geschäft zu kaufen, das gerade genug abwarf, um gemächlich leben zu können.

Daß sie sich aus München, wo sie so viele Freunde und Bekannte besaß, hierher nach Mitterstadt geflüchtet hatte, dazu war sie durch mancherlei Kränkungen gedankenloser und gefühlstumpfer Menschen bewogen worden, die in der Verlassenen ein willkommenes Objekt sahen, über das sich ihre Wohlstandigkeit prächtig erheben und gelegentlich lustig machen durfte. Hier in Mitterstadt kannte niemand ihre Vergangenheit, und sie war vor allen Kränkungen sicher, solange niemand die traurige Geschichte ihrer Ehe erfuhr. Deshalb hatte sie sich hier als Witwe eingeführt und sprach nicht über ihren Mann. Er war nun einmal tot für sie, und damit mußten sich auch die anderen Leute zufriedengeben.

An alles das dachte indes Frau Gertling heute nicht. Sie wollte heute nur frohe Gedanken hegen. Sie wollte heiter sein wie der Himmel, lächeln wie die Sonne und wohligen Behagen verbreiten wie das erfrischende Sommerlüftchen.

Es war ja heute ihr Geburtstag.

* * *

„Hans!“

Frau Gertling rief schon zum zweiten Male den Namen aus der Küche heraus, ohne daß der Geruchse

ein Lebenszeichen von sich gab. Sie benötigte ihren Sohn dringend, weil sie die Entdeckung gemacht hatte, daß sie zu dem Kuchen, zu dem sie den Teig soeben mit Rosinen bestreute, zu wenig Butter daheim hatte.

Wenn der Kuchen nicht ihre ganze Aufmerksamkeit erfordert hätte, würde sich Frau Gertling nach Kräften darüber gewundert haben, daß ihr Sohn sich heute zweimal rufen ließ. Denn Hans war ein Muster von Folgsamkeit, wenn es Kuchen gab. Folgsamkeit ist eigentlich zu wenig von dem, was man ihm in einem solchen Falle nachrühmen konnte. Da war er gewöhnlich mehr zuvorkommend als folgsam und kam immer ungerufen in die Küche, wenn dort mit Rosinen gearbeitet wurde. Heute ließ er sich jedoch nicht blicken und gab auch keine Antwort auf den Ruf der Mutter.

Frau Gertling war der Ansicht, an dem sonderbaren Benehmen ihres guten Hans sei dessen Leidenschaft für Schularbeiten schuld. Nach ihrer Meinung saß Hans wohl gerade über einer interessanten Rechenaufgabe, bei deren Lösung er sich selbst, die Mutter und sämtliche Rosinen der Welt vergaß. Oder er hatte sich wieder in die Schönheit eines Ausspruches aus dem Munde seines Lehrers so sehr verliebt, daß er ihn fünf- undzwanzigmal abschrieb, wie er es vorige Woche mit dem Satze gemacht hatte: „In der Schule soll man nicht spielen!“

Es war aber für Frau Gertling jetzt gleichgültig, womit sich ihr Liebling beschäftigte. Die grausame Tatsache, daß sie nicht genug Butter daheim hatte, zwang sie, den guten Jungen seiner Beschäftigung unbedingt zu entziehen und ihn Butter holen zu lassen.

Die Frau begab sich in das Wohnzimmer, fand aber zu ihrer Verwunderung Hans nicht da. Es war jedoch nicht zu verkennen, daß das Zimmer kurz vorher

der Schauplatz seiner Lernbegierde gewesen war. Das bewies die unter dem Kleiderschrank hervorguckende Schultasche, die in allen Winkeln verstreuten Schreibhefte und Bücher, sowie das Tintensafß, das umgeworfen auf der gehäkelten Tischdecke lag.

Auch in der Kammer nebenan war keine Spur von Hans zu sehen. Bloß sein Taschentuch lag auf dem Fensterbrett. Es war noch so frisch und unberührt, wie er es vor drei Tagen aus der Hand seiner Mutter empfangen hatte. Denn Hans war ein Reinlichkeitsfanatiker und wußte die Notwendigkeit, sein Taschentuch zu verunreinigen, durch geschickte Verwendung seiner Rockärmel zu umgehen.

Frau Gertling war sehr erstaunt, Hans nicht in der Wohnung zu finden. Sie wußte ganz bestimmt, daß Hans die Wohnung weder durch die Küche noch durch den Laden verlassen hatte, und einen anderen Weg gab es dazu nicht. Wenigstens für gewöhnliche Menschen nicht. Doch Hans war ein außergewöhnliches Menschenkind, und es war deshalb anzunehmen, daß er auch außergewöhnliche Wege ging. Vielleicht hatte er mit seinem hellen Geiste herausgefunden, daß man auch durch die Fenster in das Freie kommen kann, wenn die Wohnung zur ebenen Erde liegt. Gewiß hatte er diese Entdeckung gemacht und sich von ihrer Richtigkeit sofort überzeugt, indem er durch das Kammerfenster in den Hof hinausgesprungen war.

Frau Gertling war die Freude beschieden, ihre Vermutung bestätigt zu finden. Sie fand auf dem Fensterbrett Spuren von Staub und Abdrücke, die nur von Schuhnägeln herrühren konnten. Befriedigt darüber, daß sie nun wenigstens wußte, wo ihr Einziger zu finden sei, beugte sie sich aus dem Fenster und rief seinen Namen in den Hof hinaus.

Die Antwort blieb leider aus. Hans meldete sich mit keinem Ton, und sehen ließ er von sich genau so viel wie hören.

Ärgerlich zog sich Frau Gertling in die Küche zurück. Es kam ihr sogar vor, als ob sie sich bis jetzt in ihrem Sohne getäuscht hätte, und Hans gar nicht der gute Junge wäre, als den sie ihn, mit einigen Ausnahmen täglich, immer betrachtet hatte. Das mütterliche Gemüt voll Born über das heimliche Verschwinden des geliebten Bengels, entschloß sie sich, einstweilen den Geburtstagsbraten aus der Bratröhre zu nehmen und selbst Butter zu holen. Sie griff in die Tasche, nahm die Börse heraus und sah nach, ob sie genug Kleingeld habe. Es war zu wenig. Nun ging sie in den Laden, fand aber auch in der Geldlade keine kleine Münze. Sie überlegte, ob sie ein größeres Geldstück wechseln lassen sollte. Da sie aber aus Erfahrung wußte, daß nichts rascher davonsliegt als kleines Geld, kam sie von dem Gedanken wieder ab. Großes Geld muß man möglichst lange ungewechselt lassen, wenn man es nicht im Handumdrehen ausgeben will. Es war auch gar nicht nötig, daß sie wegen des bißchens Butter wechseln ließ. Die paar Heller, die sie brauchte, konnte sie einstweilen aus der Sparbüchse ihres Sohnes nehmen. Sie hatte schon öfters solche Anleihen gemacht und das Entliehene wieder zurückbezahlt, ohne daß der sparsame Hans davon eine Ahnung gehabt hatte.

Rasch ging Frau Gertling wieder in das Zimmer, um von dem Kleiderschrank, auf dem der angewiesene Standort war, die Sparbüchse herunterzulangen. Der Kleiderschrank stand noch auf seinem alten Platz, aber die Sparbüchse stand nicht mehr darauf. Die Frau suchte alle anderen Möbel ab, guckte in alle Laden und ließ sich zuletzt auf den Fußboden nieder, um sich auch

unter den Möbeln hervor die traurige Gewißheit zu holen, daß die Sparbüchse unauffindbar sei, gerade so wie Hans, der Sparer.

Ein schrecklicher Verdacht stieg im Geiste der Frau auf. Alles in ihr sträubte sich zwar mit mütterlichem Eifer dagegen, den Verdacht aufkommen zu lassen; es nützte aber nichts. Daß Hans heimlich durch das Kammerfenster ausgerissen, und daß gleichzeitig seine Sparbüchse spurlos verschwunden war, das waren zwei Tatsachen, zwischen denen keinen Zusammenhang zu finden eine Kunst gewesen wäre.

Frau Gertling war nicht im geringsten künstlerisch veranlagt. Alles in ihr und an ihr war Natur. Kein Wunder also, daß sich ihr Mutterherz, in dem sonst für ein ungeheures Quantum Liebe, Nachsicht und Mutterstolz Raum war, plötzlich zu enge erwies für den Schmerz und den Kummer, den ihr Hans und seine Sparbüchse durch ihre Abwesenheit bereiteten.

Betrübt schloß Frau Gertling die Ladentür ab und ging selbst zum Krämer, um Butter zu holen. Auf dem Wege dahin sah sie sich in allen Straßen nach Hans um, ohne ihn zu sehen. Alle bekannten Kinder, die sie traf, fragte sie nach Hans. Keines konnte sich erinnern, ihn gesehen zu haben. So betrat sie den Krämerladen. Es war ihr sehr bange, und sie nahm die Butter in Empfang, ohne auf die wichtigen Neuigkeiten aus der Nachbarschaft zu hören, die sie vom Krämer gratis zugewogen bekam. Seufzend entnahm sie ihrer Börse ein Fünfmärkstück und bezahlte damit die Butter. Beim Nachzählen des zurückbekommenen Kleingeldes kam ihr ein Gedanke, der sie aufrichtete und ihrer Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr Hansens mehr Kraft verlieh. Nachdem das Fünfmärkstück des Buben wegen gewechselt sein mußte, sollte

er auch etwas davon haben. Sie wollte ein paar Pfennige nutzbringend für den Jungen anlegen und fragte den Krämer: „Haben Sie Ruten?“

„Gewiß, Frau Gertling. Wollen Sie eine?“ fragte der Krämer, der gute Werke gerne förderte.

„Geben Sie mir eine, aber eine feste.“

Der Krämer stieg auf eine Leiter und zog aus einem Bund brauner Besenreiser, der auf einem hohen Gestell neben allerhand anderen nützlichen Dingen lag, eine zum Handgebrauch fertige, sehr biegsame Rute heraus und reichte sie der Frau. Diese erlegte den Preis dafür und ging heim.

Daheim angekommen, steckte sie die Rute hinter den Spiegel im Zimmer und machte dann ihren Kuchen fertig. Die weihevollte Geburtstagsstimmung, in der sie ihn begonnen hatte, war freilich verflogen. Die Arbeit verdroß sie jetzt. War es denn gar so ein großes Glück, geboren worden zu sein, daß man seinen Geburtstag besonders feierte? Nein! Kummer und Ärger begleiten den Menschen viel häufiger auf seinem Lebensweg als Glück und Freude, und wenn man glaubt, endlich aufatmen zu dürfen, schlägt einem das Schicksal alle Lust und Laune plötzlich aus dem Sinn. Sie hatte es sich am Morgen nicht gedacht, daß ihr der Bub den Tag so gründlich verderben würde. Es wäre ihr nicht im Traum eingefallen, daß er solche Streiche machen könne. Doch sie hatte keine Angst um ihn. Nur Ärger empfand sie. Der Bengel würde schon wieder kommen, wenn er das Geld vernascht hatte, was spätestens am Abend der Fall sein würde.

Der Kuchen und das übrige Geburtstagsessen war prächtig geraten. Frau Gertling setzte sich zu Tisch. Die Suppe sah verlockend aus, der Braten duftete verführerisch, und die goldbraune Pracht des Kuchens war

bezaubernd. Frau Gertling aß jedoch nicht viel. Mit Mühe löffelte sie die Suppe aus, den Braten schnitt sie gar nicht an, und von dem Kuchen nahm sie nur ein ganz kleines Stückchen, um festzustellen, daß er ihr nicht schmeckte. Sägespäne würden ihr heute gewiß denselben Genuß bereitet haben.

Die Frau deckte ab und brachte ihre Küche in Ordnung. Dann sah sie auf die Uhr. Für Hans wäre es jetzt Zeit gewesen, in die Schule zu gehen. Frau Gertling wurde unruhig. Sie ging zum Fenster und sah hinaus. Nach einer Weile nahm sie eine Näharbeit zur Hand und fing zu nähen an. Es wollte aber heute gar nicht gehen. Zuerst konnte sie lange nicht einfädeln, hierauf fädelte sich die Nadel von selber aus. Bald fiel ihr der Fingerhut zu Boden, dann verknötete sich der Zwirn, und zuletzt stach sie sich. Da legte sie die Näherei weg, blieb untätig sitzen und sah ins Leere.

Die Leere blieb nicht lange unbelebt für ihr Auge. Sie versank in Erinnerungen. Vergangene Zeiten wurden ihr wieder gegenwärtig. Vergessenes Glück und verschmerzte Bitternisse drängten sich in ihr Empfinden wieder ein. Tote wurden wieder lebendig und zogen zum Greifen deutlich an ihrem Auge vorbei. Besonders einer — und das war gerade der toteste von allen — benahm sich ziemlich zudringlich. Er war nicht zufrieden damit, Frau Gertling durch die Erinnerung huschen zu dürfen, sondern blieb vor ihr stehen und ging ihr nicht mehr aus den Augen. Er hatte sehr viel Ähnlichkeit mit ihrem entlaufenen Söhnchen, und als sie ihn näher ansah, erkannte sie in ihm ihren Gatten. Nun fiel es ihr plötzlich auf, wie ähnlich nicht nur die Gesichter, sondern auch die Taten des Sohnes und des Vaters waren. Der Vater hatte auch heimlich die Flucht ergriffen und Ersparnisse mitgenommen, gerade

wie jetzt der Sohn. War es denn möglich, daß sich Leichtsinm und Gewissenlosigkeit in einem Grade vererben, daß die Kinder dieselben Streiche begehen wie die Väter?

Frau Gertling stand auf und schüttelte sich, als wollte sie alle unangenehmen Erinnerungen und Gedanken los werden.

Die Kinder kamen nun schon wieder aus der Schule, und Hans war noch nicht da. Jetzt mußte sie ihn suchen gehen.

Erst spät am Abend kam sie heim, aber ohne Hans. Kreuz und quer war sie die ganze Stadt abgelaufen, alle Bekannten hatte sie aufgesucht, und zuletzt war sie auf der Polizei gewesen und hatte sein Verschwinden angezeigt. Jetzt war sie todmüde und legte sich zu Bett. Schlafen konnte sie jedoch nicht. Sie mußte immer an den Jungen denken und mußte sich fragen, ob sie denn auch den Sohn begraben sollte, ehe er gestorben war, wie sie den Vater begraben hatte, als er erst recht nach seiner Art zu leben anfang?

Die gute Frau Gertling machte sich noch allerlei quälende Gedanken, um schließlich doch in dem Gedanken Trost zu finden, daß die Sache mit ihrem Sohne nicht so gefährlich sei. Hans konnte ihr jedenfalls nicht für immer verloren sein wie sein Vater, und zu seiner Besserung gab es Mittel. Er vagabundierte vielleicht einige Tage herum und wurde dann seiner Mutter zurückgebracht. Sie grübelte nach, ob sie ihm das Ungehörige seiner That durch die schöne, biegsame Rute oder durch gütliches Zureden begreiflich machen sollte, wenn er heimkam.

Zu einer Entscheidung dieser erzieherischen Frage kam sie aber nicht, weil sie in ihren Erwägungen immer durch eine andere, höchst überflüssige Frage gestört

wurde, die sich ihr aufdrängte. Diese Frage lautete: Wie würdest du deinen treulosen Gatten aufnehmen, wenn er nach langer Abwesenheit reuig zurückkäme?

* * *

Zur Zeit, als Frau Gertling daheim die Rute hinter den Spiegel steckte und auf diese Art das Zimmer für einen angemessenen Empfang des kleinen Durchgeher's dekorierte, war der von dem Gedanken an eine Heimkehr schon weiter entfernt als von der mütterlichen Wohnung. Das war weit genug. Denn Hans befand sich fast schon außerhalb der Stadt, was jedoch ein Ragensprung für ihn war und auch nicht mehr sein konnte in Anbetracht der weitgehenden Pläne, die auszuführen er im Begriffe war.

Seine Absicht war nämlich, auf dem kürzesten Wege nach Afrika zu gehen, in den dortigen Goldgruben so lange zu arbeiten, bis er sich Geld genug auf die Seite gebracht hatte, um sich mit dem Erlös für eine Expedition in das Innere Afrikas auszurüsten und dann, mit Elfenbein, kostbaren Tigerfellen, seltenen Tieren und dergleichen unerträglich schwer beladen, heimzukehren und sich daheim als Held des dunklen Erdteils vom Kopf bis zu den Füßen mit Ruhm und Ehren bedecken zu lassen.

Zaghafte Gemüther mag ein solches Unternehmen, noch dazu ohne Erlaubnis der Mutter begonnen, als sehr gewagt erscheinen, und die meisten Menschen tun deshalb gut, hübsch im Lande zu bleiben und sich so redlich wie möglich zu nähren. Nun, wer nicht einmal den Mut besitzt, an die Durchführbarkeit eines solchen Unternehmens zu glauben, der ist auch nicht der rechte Mann dazu. Nur wer den eisernen Willen hat, ein gestecktes Ziel um jeden Preis zu erreichen, und nur wer die Zähigkeit besitzt, seinen Weg unter Mühselig-

keiten, Entbehrungen und Gefahren aller Art fortzusetzen, der darf auf ruhmreichen Erfolg hoffen.

Ungefähr so stand es zu lesen in dem interessanten Büchlein „James Hutchinson, der Held des dunklen Erdteils“, das Hans in der Tasche hatte. Es war ein kleines Bändchen mit einem grellen, in echt afrikanischer Manier ausgeführten Umschlagbild, auf dem der bewunderungswürdige Held James Hutchinson gerade in dem Moment zu sehen war, da die von ihm besiegten, durch und durch menschenfresserisch veranlagten Negerkönige des innersten Afrika ihm huldigend zu Füßen liegen.

James Hutchinson war ebenfalls als kleiner Junge in die Welt gezogen und als unheimlich gefeierter Held heimgekommen. In dem Büchlein stand es genau beschrieben, wie er das gemacht hatte. Als Schiffsjunge war er auf einem englischen Dampfer nach Kapstadt gekommen, wo er wegen grausamer Mißhandlung durch den Kapitän desertierte. Nach längeren Irrfahrten und ungemein aufregenden Abenteuern fand er in einer Goldgrube Aufnahme als Arbeiter. Hier war es ihm trotz der peinlichst strengen Überwachung durch die Aufseher ein Kinderspiel, jeden Tag einen Goldklumpen von der Größe einer Kartoffel herauszuschmuggeln. Die auf diese Weise erworbenen Klumpen verkaufte er dann in Kapstadt, und mit dem erhaltenen Gelde rüstete er eine große Karawane mit allem in der Wildnis erforderlichen Komfort aus und machte sich auf den Weg nach dem Inneren Afrikas. In fortwährenden Kämpfen mit Tigern, Löwen und Riesenschlangen erlangten James und seine Leute jenen Grad von Tapferkeit, der unbedingt nötig ist, um mit den Kannibalen anbinden zu können. Lange hatte er mit den Wilden zu kämpfen, und mehrmals

war er in Gefahr, von ihnen verspeist zu werden. Doch die Menschenfresser mußten immer wieder hungrig abziehen, weil es James verstand, ihren Zähnen immer wieder zu entschlüpfen. Mit Hilfe einer schwarzen Häuptlingstochter, die sich in James sterblich verliebte, gelang es ihm endlich, unter den Wilden selbst Verbündete zu gewinnen, worauf er mit vereinten Kräften seine Feinde dermaßen heftig auf das Haupt schlug, daß ihnen der Appetit für immer verging. Sie unterwarfen sich und erkannten James als Oberherrn des dunklen Erdteils an. Von seinen Landsleuten bis auf die Knochen geehrt und bewundert, lehrte James nach England heim und lebt dort heute noch in Ruhm und Wohlstand, wenn er seither nicht gestorben ist.

Das waren in kurzen Worten Leben und Taten von James Hutchinson. In dem Büchlein war natürlich alles ausführlich beschrieben. Hans hatte es gegen eine Serie Abziehbilder von einem Schulkameraden eingetauscht und hatte die spannende Geschichte schon so oft gelesen, daß er sie halb auswendig wußte. Beim Lesen des Buches war sein Tatendrang mächtig erwacht, ein verzehrender Ehrgeiz, es James Hutchinson nachzumachen, nahm sein kindliches Denken gefangen, und seine starke Phantasie ließ ihn Tiger und Kannibalen so spielend leicht überwinden, daß ihm die Gefahren, die einem allein umherirrenden Kinde drohen, gar nicht in den Sinn kamen.

Allmählich formte sich der Wunsch, ein Held zu werden, in dem lebhaftesten Geiste des Jungen zum Entschluß. Da er wußte, wie ungern ihn seine Mutter aus den Augen ließ, war es von vornherein für ihn ausgemacht, daß er durch das Fenster desertieren müsse. Bloß die Geldfrage machte ihm Sorgen. Wohl brauchte er nicht mehr Geld, als zu der Reise in eine Hafenstadt

nötig war. Er dachte sofort an seine Sparbüchse, die nach seiner Berechnung sicher schon fünf Mark enthalten mußte, eine Summe, die ihm groß genug erschien, um damit eine Heldenlaufbahn anzutreten. Er war sich aber nicht ganz klar, ob er berechtigt sei, das Geld mitzunehmen. Er war sicher nicht das Tugendmüßler, für das ihn seine Mutter bei halb zugedrückten Augen ansah. Aber schlecht im richtigen Sinne des Wortes war er noch weniger. Er hatte seine Fehler wie jedes Kind und auch seine Vorzüge. Daß er zuletzt doch die Sparbüchse mitnahm, dazu hielt er sich, nach Überwindung der mehr empfundenen als bewußt gewordenen Einwände seines kindlichen Gewissens, für berechtigt.

Die tönernerne Sparbüchse hatte er bald nach dem Verlassen des Hauses durch Aufschlagen auf einen Stein geöffnet. Die Hand schützend in der Hosentasche, in der das Geld nun steckte, schritt er mutig durch die Hauptstraße der Stadt. Sein Eifer, an das Ziel zu kommen, ließ ihm nicht einmal Zeit, die Herrlichkeiten in den Schaufenstern der Spielwaren- und Papiergeschäfte zu bewundern. Bloß ein einziges Schaufenster bewog ihn, halt zu machen. Es war das Fenster eines Wurstgeschäftes. Er musterte alle die ausgestellten guten Dinge, die kundige Menschenhände aus toten Schweinen zu bereiten verstehen, und da ihm eine innere Stimme deutlich vernehmbar sagte, daß es bald Zeit sei, etwas zu essen, kaufte er sich in dem Laden ein Stück Wurst und beim nächsten Bäcker ein Brot dazu. Ohne seinen Marsch weiter zu unterbrechen, fing er dann zu speisen an, indem er bald die Wurst in der einen, bald das Brot in der anderen Hand um ein Stück kleiner machte.

Immer unansehnlicher wurden die Häuser, immer spärlicher und prunkloser die Geschäftsläden der Straße.

Der Übergang des städtischen in das ländliche Gebiet kündigte sich durch unverbauete Gründe zwischen ebenen erdigen Häuschen, eingeplankte Lagerplätze und Gemüsegärten an.

Auf einem großen Platz, fast am Ende der Straße, sah Hans etwas, das ihm eingehender Betrachtung wert schien. Mitten auf dem Platze stand ein großes rundes Zelt und daneben zwei eigentümliche grüne Wagen mit kleinen Fenstern und eisernen Schornsteinen. Die Wagen sahen aus wie kleine Häuser auf Rädern. Dahinter schlichen einige magere Pferde herum und gaben sich Mühe, einzelnen halbzertretenen Grasbüscheln Geschmack abzugewinnen. Um das Zelt war ein halbes Duzend fremdartig aussehender Menschen beschäftigt. Sie nahmen die Leinwand von dem Zelte und rollten sie zusammen. Hierauf rissen sie die Stützen des Zeltgerüsts aus der Erde, banden sie zusammen und befestigten sie unter den Wagen. Hans erriet, daß er da eine reisende Zirkusgesellschaft vor sich habe. Die Leute vermochten ihm aber nicht so viel Interesse einzulößen, daß er in Betrachtung ihres Treibens den dunklen Erdteil vergaß. Nachdem er ihnen eine Weile zugesehen hatte, setzte er seinen Marsch fort und befand sich in wenigen Minuten außerhalb der Stadt, wo es zu beiden Seiten der Straße nichts mehr gab als Wiesen, Getreide- und Rübenäcker.

Nach längerer Zeit sah sich Hans um, ob die Stadt noch zu sehen sei. Er fing schon an müde zu werden und war bitter enttäuscht, daß er die Stadt noch immer deutlich sah, trotzdem er schon so lange gegangen war. Er bekam dadurch ein bißchen Respekt vor dem Umfang der Erde. Es wurde ihm klar, daß er sich würde öfter ausruhen müssen, ehe er nach Afrika kam. Nur solange die Stadt noch zu sehen war, wollte er sich

keine Ruhe gönnen, denn ihr Anblick stimmte ihn zu weich und weinerlich. Er sah sich auch gar nicht mehr nach ihr um, sondern blickte vorwärts. Es war ihm dabei, als sähe er in der Ferne James Hutchinson, den Helden des dunklen Erdteils, mit blinkendem Schwerte an der Spitze seiner Karawane, von beutelüsteren Löwen umkreist.

Hans fiel in eine raschere Gangart und kam damit dem Helden und seiner Schar ganz nahe. Schade, daß sich der Held als ein Bauernjunge erwies, der mit einer in der Sonne blinkenden Glocke fortwährend läutete. Die Schar seiner Gefährten gab sich als bescheidene Hammelherde zu erkennen, und die Löwen waren zwei zottige Schäferhunde, deren heraushängende Zungen nicht nach Blut, sondern nach frischem Wasser lechzten.

Sich selbst ein wenig verhammelt vorkommend, hielt Hans mit der Herde gleichen Schritt und kam mit ihr in ein Dorf. In einem der ersten Höfe des Dorfes verschwand die Herde, und Hans ging allein weiter. Er wollte das Dorf noch durchschreiten. Am anderen Ende desselben wollte er sich aber ein Plätzchen zum Rasten suchen. Seine Füße taten ihm erbärmlich wehe.

Jetzt, da ihm seine Phantasie weder den Helden des dunklen Erdteils vorgaukelte noch eine Hammelherde als Schrittmacher vorausging, fühlte er erst, wie müde er sich schon gelaufen hatte. Vorsichtig wichen seine schmerzenden Füße jedem Steinchen auf dem Wege aus, und so kam er auf der anderen Seite des Dorfes wieder auf die Felder hinaus.

Hans blieb stehen und sah nach einem Ruheplätzchen aus. Er brauchte nicht lange danach zu suchen. Keine zweihundert Schritte von dem Dorfe entfernt ragten aus einer frischgemähten Wiese mächtige Heuschaber in die Höhe. Hans schleppte sich noch bis dorthin und

freute sich, daß er, um zu den Heuschobern zu kommen, mit seinen müden Beinen nicht über den Straßengraben springen mußte, weil über den Graben, zum Gebrauche für Heu- und Düngewagen, ein breiter hölzerner Steg auf die Wiese führte. Hans suchte sich den größten Heuschober aus und setzte sich derart dahinter, daß er von der Straße aus nicht gesehen werden konnte. Dann lehnte er sich zurück in das Heu und sah den Wolken am Himmel nach.

Wohin mochten die Wolken wandern? Zogen sie vielleicht auch nach Afrika? Die wurden wohl nicht müde, wenn sie auch noch so weit wanderten. Sie hatten es deshalb auch nicht nötig, sich niederzulassen und auszuruhen. Doch ja! Der Lehrer hatte einmal gesagt, wenn die Wolken zu schwer werden, ziehen sie träge und müde am Himmel dahin, um sich zuletzt in Tropfen aufzulösen und zur Erde herabzusinken. Wo kamen die Wolken her? Waren sie über das Haus hinweggezogen, in dem die Mutter wohnte, die jetzt wahrscheinlich schon seine Flucht entdeckt hatte?

Hans hätte gerne gewußt, ob die Mutter ihm zürnte oder um ihn weinte. Es wurde ihm ganz unmännlich weich um sein Heldenherz, da er sich die Mutter vorstellte, wie sie ihn rief, dann suchte, um endlich in Tränen ausbrechend zu erkennen, daß sie ihn für lange Zeit verloren hatte. Vielleicht wurde sie gar krank aus Kummer und starb, bevor er noch aus Afrika heimkehrte.

Eine wunderbare Rührung kam über Hans. In seiner Brust ballte sich etwas zu einem Knäuel zusammen, der, fühlbar drückend, zum Halse heraussteigen wollte. Gleichzeitig fühlte er seine Augen heiß anschwellen, und ehe er noch Zeit fand, die zu einer Afrikareise nötige Menge eisernen Willens und stählerner

Zähigkeit aufzubringen, rannen ihm dicke Tropfen über die Backen.

In diesem Augenblick passierte ihm etwas sehr Seltenes. Seine Hand fuhr nämlich in die Tasche und suchte nach dem Taschentuch. Sie fand keines. Dafür zog sie aber ein kleines Büchlein heraus mit einem entzückend grellen Umschlagbild. Mit tränenenden Augen besah Hans das Bildchen. Seine Phantasie wurde aufs neue davon angeregt. Spärlicher rannen ihm die Tränen über die Wangen. Das Bild der weinenden Mutter trat in seinem Geiste bescheiden zurück vor der schreienden Glorie James Hutchinsons.

Langsam begann Hans in dem Buche zu blättern und zu lesen.

* * *

Die Sonne war untergegangen, und die Landschaft hüllte sich in einen leichten Dämmersehleier. Am Himmel stand die im Zunehmen begriffene, noch unvollkommene Mondscheibe und schimmerte mattsilberig herab auf die Äcker und Wiesen, wo die Blumen ihre Kelche schlossen, und die Halme sich schläfrig neigten. Eine schwärmerisch veranlagte Grille zirpte irgendwo ihre aufdringliche Melodie in die Dämmerung hinein, und aus einem verborgenen Wässerchen her klangen die ersten Akkorde eines Froschkonzertes in die abendliche Stille. Sonst störte nichts den beginnenden Schummer der Natur.

Auch das Dorf lag schon im Schlafe. Die Straße war leer, die Tore waren geschlossen, und die rauchlosen Schornsteine zeigten an, daß die Feuer auf allen Herden erloschen waren. Bloß in einem Hause regte sich noch etwas Leben. Es war das inmitten des Dorfes gelegene Gemeindegasthaus, in dessen Gaststube noch einige unverbesserliche Genußmenschen bei lauwarmem

Bier und schlummerfüchtigem Gedankenaustausch den Tag verlängerten.

Der Wirt saß im Hintergrunde auf einer Bank, die Hände über dem wohlgenährten Bäuchlein gefaltet, und füllte die Pausen in der Unterhaltung damit aus, seine Gäste vermittels krampfartiger Gähnprouben in die erwünschte Gutenachtstimmung zu versetzen.

Da drang ein Knarren und Achzen von der Straße herein, und das Gestampfe schwer ziehender Roffe näherte sich. Die Gäste wandten ihre Aufmerksamkeit der Straße zu. Der Wirt stand auf und trat unter die Tür, um zu sehen, wer zu so später Stunde noch Heu oder sonst etwas einzubringen hatte.

Beim Anblick der Fuhrwerke, die langsam die Straße dahergezogen kamen, wurden seine schläferigen Augen aber sehr munter. Denn statt des vermuteten Bauernfuhrwerks sahen sie zwei große grüne Wohnwagen wandernder Schausteller heranrollen und vor dem Wirtshause halten. Von dem Kutschbock des ersten Wagens sprang ein schlanker brauner Mann und kam auf den Wirt zu. Er trug einen breiten, künstlerisch zerknüllten Plüschhut, unter dem aus dem mageren Gesicht zwei lecke schwarze Augen hervorblitzten. Er trug stark abgenützte Kleider, weißgewesene Turnschuhe, und statt eines Hemdes guckte aus seinem Westenausschnitt ein hellrotes Trikotleibchen.

Ohne den Eingang in die Gaststube freizugeben, ließ der Wirt den Mann herankommen. Der hatte übrigens gar nicht die Absicht, in die Gaststube hineinzugehen. Er berührte nur grüßend den Rand seines Hutes und fragte den Wirt: „Bitte, ist hier das Gemeindehaus?“

„Ja, das ist das Gemeindehaus,“ bestätigte der Wirt.

„Da sind wir wohl auch recht beim Bürgermeisteramt?“

„Ja, da ist auch das Bürgermeisteramt.“

„Könnte ich noch mit dem Bürgermeister sprechen?“

„Ja, Sie können noch mit ihm sprechen.“

„Wie komme ich denn zu ihm?“

Jetzt rührte sich der Wirt. Mit einem Ruck warf er sein Haupt zurück, und mit dem Daumen auf sein Bäuchlein weisend, sagte er mit Würde: „Sie sind schon bei ihm.“

In dem Gesicht des Fremden zuckte es. Dann lüftete er jedoch den Hut und sagte: „Ich möchte Sie, Herr Bürgermeister, um die Erlaubnis bitten, mit meinen zwei Wagen hier im Dorfe übernachten zu dürfen.“

Der dicke Wirt schüttelte den Kopf. „Hier im Dorfe?“ fragte er und gab gleich die Antwort: „Das geht nicht. Auf der Straße könnt Ihr nicht stehen bleiben, die ist zu schmal. Eure Wagen würden die Straße absperrern. Und in seinen Hof läßt keiner von uns solche Leute über Nacht einstellen. Fahrt weiter. Im nächsten Dorfe haben sie mehr Platz für Euch.“

„Meine Pferde können nicht mehr weiter, außerdem ist es schon spät. Weisen Sie uns also außerhalb des Dorfes einen Platz an.“

„Habt Ihr Papiere?“

„Ja, in dieser Hinsicht ist alles in Ordnung,“ sagte der Mann, langte in die Brusttasche seines Rockes und reichte dem Bürgermeister einige abgegriffene Dokumente.

Der Bürgermeister nahm die Papiere auseinander und las sie, so gut es in dem Dämmerlicht ging. Dann gab er sie dem Manne zurück und sprach: „Ist Euer Birkus derselbe, der zuletzt in Mitterstadt war?“

„Ja,“ antwortete der Mann, „und ich bin der Direktor.“

„Wo wollt Ihr jetzt hin?“

„Nach Hohenbrunn.“

Der Bürgermeister überlegte. Hierauf sagte er: „Es ist gut. Ihr könnt mit Euren Wagen auf die Gemeindefeldern fahren und dort bleiben bis morgen früh. Fahrt nur durch das Dorf, Ihr werdet sie leicht finden. Sie ist gemäht, und das Heu ist aufgeschobert. Ein Steg führt über den Graben hinüber. Daß Ihr mir aber kein Heu verwüßtet und kein Feuer im Freien macht!“

„Sie können ruhig schlafen, Herr Bürgermeister. Gute Nacht!“

Der fahrende Künstler stieg wieder auf den Wagen und fuhr weiter. Der zweite Wagen folgte, von einem Artisten gelenkt, der mit Samtjacke, Strohhut und Stiefeletten bekleidet war, Beinkleider und Weste aber durch ein fleischfarbiges Trikot ersetzte. Neben ihm saß ein zweiter Künstler. Er hatte Hut, Rock und Hose aus Segeltuch und unter dem Rock ein schwarzes Clownskostüm, mit allerhand Figuren aus weißer Leinwand benäht.

Bald standen die zwei Wagen, einen rechten Winkel bildend, auf der Wiese. Die Pferde, ihres Geschirres ledig, schwelgten bereits im Genuß des frischen Gemeindefeldes. Aus dem Schornstein des einen Wagens flogen mit dem Rauch lustige Funken heraus zum Beweise, wie überflüssig die Mahnung des ängstlichen Dorfschulzen vorhin war. Der Direktor und der zweite Artist lagen in Gesellschaft zweier Kinder, eines Knaben und eines Mädchens, ausgestreckt auf den Grasstoppeln. Sie sprachen nichts, sondern schienen andächtiger Erwartung voll zu sein, die ohne Zweifel aus dem Wagen kam und mit dem aufsteigenden Rauch und jener Frau zusammenhing, die neben dem Clown auf dem Tritts-

brett des Wagens saß und mit dem Spaßmacher Kartoffel schälte.

Der vielleicht zwölfjährige Knabe fand die Ruhe bald unerträglich. Er stand auf, ging zu einem der Heuschober und versuchte hinaufzuklettern. Es ging nicht. Nun winkte er dem beiläufig um ein Jahr älteren Mädchen und rief: „Komm her, Ella, wir steigen da hinauf!“

Das Mädchel nahm die Einladung an und tänzelte hin. „Wie willst du denn da hinauf?“ fragte sie. „Man kann sich ja an dem lockeren Heu nicht halten.“

„Du hüdst dich, ich springe dir auf den Rücken und von da auf das Heu,“ erklärte der Junge.

„Gilt!“ sagte das Mädchen, stützte ihre Hände auf die Kniee, duckte den Kopf und bot dem Jungen den Rücken zum Hinaufspringen.

Der Junge nahm einen Anlauf, sprang leicht auf das Mädchen und von da mit einem Satz auf den Heuschober. Dann zog er auch das Mädchen hinauf. Eine Weile wußten die zwei Kinder nicht recht, was sie nun beginnen sollten. Nachher fingen sie an, sich zu balgen und versuchten, eines das andere hinauszustoßen. Eine Zeitlang blieben die beiderseitigen Versuche erfolglos. Zuletzt gelang es dem Knaben, das Mädchen zum Gleiten zu bringen. Im letzten Moment erwischte Ella jedoch den Jungen am Bein, er verlor seinen Halt, und alle zwei purzelten seitwärts hinunter.

Auf dem Boden balgten sie sich noch einige Sekunden um den Heuschober herum, hielten aber bald überrascht ein, denn sie merkten plötzlich, daß sie jetzt ihrer drei waren. Aus einem Häufchen herausgeraustem Heu kroch nämlich ein zweiter Junge, richtete sich auf und saß verschlafen um sich.

Ein paar Minuten lang starrten die Zirkuskinder den Burschen sprachlos an. Dann fragte das Mädchen den unverhofften Kameraden: „Was machst denn du da?“

„Ich . . . ich weiß es nicht,“ antwortete der kleine Fremdling weinerlich.

„Bist du aus dem Dorfe?“ fragte nun der Künstlerjunge.

„Nein, ich bin aus Mitterstadt,“ seufzte der Gefragte.

„Aus Mitterstadt?“ rief verwundert das Mädchen.

„Wie kommst du denn so weit da heraus?“

Zaghaft blickte der Junge sie an. Dann sagte er leise: „Ich wollte nach Afrika.“

Die Zirkuskinder lachten hell auf. Nach Afrika! So ein Knirps!

Der kleine Afrikareisende verzog das Gesicht. Dies bemerkend, nahm das Mädchen ihn bei der Hand und tröstete ihn. „Du brauchst nicht zu weinen, weil wir gelacht haben. Lachen tut ja nicht weh. Komm mit uns, wir führen dich zu unserem Vater.“

Willig ließ der Kleine sich von dem Mädchen fortziehen. Der Zirkusjunge lief ihnen voraus und rief den Männern schon von weitem zu: „Wir haben einen Jungen gefunden!“

Der Direktor sah neugierig nach den Kindern. Ebenso der neben ihm sitzende Artist. Der Clown und die Frau Direktorin waren mit den geschälten Kartoffeln inzwischen in dem einen Wagen verschwunden.

Erstaunt sah der Direktor, daß die Kinder sich in der Tat um eines vermehrt hatten. Doch der neue Junge sah nicht so sehr gefunden als vielmehr verloren aus. Er war auch kein Bauernkind und noch weniger einer von den kleinen Vagabunden, die man nicht selten auf der Landstraße trifft. Seine Kleidung ließ in ihm das Kind sorgsamer Stadtmenschen erkennen.

„Wo habt ihr den Jungen aufgegabelt?“ fragte der Direktor seine Kinder.

„Dort im Heu hat er gelegen,“ erklärte das Mädchen. Forschend sah der Direktor den Knirps an. „Was machst denn du um diese Zeit hier im Heu?“

„Geschlafen hab' ich.“

„Hast du denn keinen Unterstand?“ fragte der Direktor verwundert. „Du mußt doch Eltern haben!“

Dem Bürschchen kamen die Tränen. „Meine Mutter ist in Mitterstadt. Und ich war müde, da hab' ich mich ins Heu gelegt und bin eingeschlafen.“

„So? Müde warst du? Vom Laufen, gelt? Aber was hast du denn überhaupt hier zu suchen, wenn deine Mutter in Mitterstadt ist? Hast du wahrscheinlich was angestellt und bist davongelaufen aus Angst vor den Schlägen.“

Der Direktor sagte das alles in hartem Tone.

„Er will nach Afrika gehen!“ rief nun sein Junge dazwischen.

Jetzt begriff der Direktor. Also ein Ausreißer von der romantischen Sorte. Bedeutend milder sprach er: „Sapperment! Nach Afrika willst du? So weit sind ja nicht einmal wir noch gekommen. Da hast du noch ein schönes Stück Weg zu laufen.“

Alle lachten. Nur Hans, denn er war selbstverständlich der Ausgelachte, glaubte ein Recht auf Tränen zu haben und schluchzte: „Ich will ja gar nicht mehr hin, ich möchte heim.“

„Dazu ist es jetzt zu spät,“ sagte der Direktor. „Bis nach Mitterstadt sind gute vier Stunden, und jetzt ist es schon Nacht. Wenn du willst, kannst du bis morgen bei uns bleiben und mit uns essen und schlafen. Oder soll ich dich ins Dorf führen und dem Bürgermeister übergeben?“

Hans zuckte ratlos die Achseln und weinte weiter.

„Nun, es wird schon besser sein, wir behalten dich bei uns,“ entschied der Direktor. „Im Dorfe sperren sie dich höchstens über Nacht ein und schicken dich morgen mit dem Gendarmen nach Mitterstadt. Und wir hätten vielleicht noch Scherereien. Das dumme Volk glaubt ja immer noch, unsereins lebt hauptsächlich vom Kinderstehlen. Als ob das ein gar so nahrhafter Artikel wäre. Doch setz dich und sag uns, wie du heißt.“

Hans war untröstlich darüber, daß er heute nicht mehr nach Hause gehen konnte, und nannte unter heftigem Schluchzen seinen Namen. Erst nach vielem Zureden beruhigte er sich und nahm endlich zutraulich Platz neben den Zirkuskindern.

Inzwischen hatte die Frau Direktorin mit Hilfe des Clowns das Nachtessen für die ganze Gesellschaft fertiggekocht und brachte es auf die mondbeschienene Wiese, um das Licht zu sparen, das man sonst in den Wagen verbraucht hätte. Sie schien nicht sehr erfreut über den kleinen Gast zu sein und sah ihn erst dann freundlicher an, als ihr versichert wurde, der Junge bleibe nur bis zum Morgen bei der Gesellschaft.

Rund um den großen Kochtopf sitzend, der das Essen enthielt, füllten sich die Zirkusleute ihre Näpfe voll und aßen schweigend. Am schweigsamsten war der Clown. Er aß bedächtig seine Portion und beobachtete dabei Hans mit immer mehr steigendem Interesse.

Auf Hans machte das Ganze einen seiner Phantasie würdigen Eindruck. Wie er da im Kreise der abenteuerlich aussehenden Gesellschaft saß, war es ihm, als befände er sich nun doch auf seiner exträumten Expedition in Afrika. Die Wagen, die Pferde und die in der Runde hockenden Leute, alles vom Mondlicht

beschienen, wirkte auf seine empfängliche Einbildungskraft großartig. Wenn jetzt noch eine Kuh in dem nahen Dorfe auf den Einfall gekommen wäre, sich aus dem Stalle loszumachen und muhend herumzustreichen, er würde ihr Muehen bereitwilligst als das Gebrüll eines Löwen oder Tigers anerkannt haben, der im Dickicht ungeduldig des kühnen Jägers harrt, von dem erlegt und abgehäutet zu werden die Bestimmung solcher Bestien ist.

Von den Kühen im Dorfe war jedoch keine hochstaplerisch genug geartet, um im Dunkel des hier übrigens nur spärlich vorhandenen Dickichts den König der Tiere zu spielen. Alles blieb ruhig.

Auch die Zirkusleute empfanden bald ein unwiderstehliches Ruhebedürfnis. Nachdem sie die Pferde versorgt hatten, krochen sie in ihre Wagen.

Der Direktor und seine Frau zogen sich in den ersten Wagen zurück, die übrigen Kunstkräfte mit den drei Kindern gingen in den zweiten Wagen.

* * *

Tief und gleichmäßig atmend lag Hans zwischen den Zirkusleuten und schlief. Das gemeinsame Bett für alle war ein mit Strohsäcken und Pferddecken ausgestattetes Holzgestell, neben dem in dem Wagen nur noch zwei Stühle und eine türkische Trommel Platz hatten.

Durch die kleinen Fenster guckte der Mond in den Wagen und besah sich in dem erblindeten Spiegel, der an der Vorderwand hing. Neben dem Spiegel hingen mehrere Clownperücken und komische Kopfbedeckungen. Darunter war ein Brettchen befestigt, auf dem allerhand Tiegel und Farbtöpfe standen. Auf quer unter der Decke gezogenen Schnüren hingen Kleider und Trikots, und unter dem Bettgestell lag

verworrener Kram, dessen einzelne Teile der neugierige Mond nicht erkennen konnte.

Mit Ausnahme des Clowns schliefen alle. Der Clown drehte sich von einer Seite auf die andere und fand keinen Schlaf. Hätte der Mann nicht jetzt noch das Gewand eines Lustigmachers angehabt, der kluge Mond würde ihn ohne weiteres für einen von Gewissensbissen heftig geplagten Menschen angesehen haben. Von einem Manne jedoch, der es sich zum Beruf gemacht hat, gegen ein kärgliches Brot seine Mitmenschen in eine heitere Laune hineinzukufen, war das nicht anzunehmen. Das Schlimmste, das solch ein armer Schlucker sein Lebtag verbricht, sind gewöhnlich nur seine Späße.

Es mußte also ein anderer Grund für die Schlaflosigkeit des Clowns vorhanden sein. Vielleicht war er noch hungrig. Oder er hatte zu viel gegessen. Möglicherweise lag ihm auch etwas anderes im Magen. Einer von den harten Bissen, die uns das Schicksal manchmal vorseht, und die wir mit Vorliebe in stillen Nächten zu verdauen suchen, meistens ohne Erfolg.

Doch es ist gleichgültig, was von dem armen Teufel den Schlaf fernhielt und ihn endlich bewog, sich aufzusetzen und über seinen schnarchenden Kollegen hinweg die vom Monde beleuchteten Züge des kleinen Schlafgastes Hans zu betrachten. Er mußte ein großer Kinderfreund sein, denn er konnte seine Blicke kaum vom Gesicht des kleinen Schläfers lösen, und der Mond beneidete ihn dabei um den liebevollen und zärtlichen Schimmer seiner Augen. Es dauerte nicht lange, da streckte der Clown die Hand über seinen Kollegen hinüber, berührte ganz leise die Händchen des Kleinen und spielte dann höchst vorsichtig mit dessen krausem Haar. Sein Bedürfnis, Zärtlichkeiten auszugeben, wurde aber

davon nicht befriedigt, sondern erst recht lebendig gemacht. Nach aufmerksamem Lauschen auf die Sägearbeit, die sein Kollege im Schlafe verrichtete, schob er sich zwischen den Schnarchenden und den Knaben. Aus nächster Nähe beäugelte der Clown nun den fremden Ausreißer und faßte dessen Hand, um sie nicht mehr loszulassen. Diese Berührung mußte wohlthuend auf ihn wirken, denn der Mond konnte deutlich wahrnehmen, daß sich die Lider des Clowns jetzt auf immer längere Zeit schlossen und sich zuletzt gar nicht mehr öffneten. Dieser wurden seine Atemzüge, seine Hand drückte manchmal im Traum die des Knaben, und wie lächelnde Seligkeit legte es sich um den von Schminke und Bartstoppeln rauhen Mund.

Der Mond beguckte noch lange die zwei nebeneinander liegenden Schläfer und wollte mit seinen sanften Strahlen dem Clown schier auf den Grund des Herzens leuchten, um zu sehen, was den verwahrlosten Burschen drängte, sich so eng an den Knaben zu schmiegen. Erst als ihm die aufgehende Sonne drohte, ihm heimzuleuchten, konnte sich der blasse Beobachter von den Schlafenden trennen.

Sein langes Verweilen bei ihnen war der Frau Sonne natürlich aufgefallen, und da sie zu jenen Damen gehört, die gerne alles erfahren möchten, hatte auch sie bald nichts Wichtigeres zu tun, als in den Wagen hineinzuschauen. Ihrem hellen Auge konnte das sonderbare Paar nicht entgehen, und sie brannte vor Begierde, die Beziehungen kennen zu lernen, die sie zwischen den zweien vermutete. Weil sie wußte, daß man die Seele eines Menschen am leichtesten durch dessen Auge zu ergründen vermag, legte sie sich mit ihren durchdringendsten Strahlen auf die Lider des Clowns. Den verdroß das. Er drehte sich um, legte

seine Hand schützend vor das Gesicht und suchte so der zudringlichen Teilnahme der Sonne zu entgehen.

Die gab jedoch nicht nach. Da sie bei dem Clown abgeblickt war, machte sie sich über den Knaben her und kizelte ihn mit ihren Strahlen so lange in den Augen, bis er sie aufschlug und verwundert zur Decke aufblickte, von der verblaßter Flitter und schäbige Trikots in verwirrender Reichhaltigkeit herabhingen.

Hans war sich nicht sofort klar, wo er sei, und wie er hierher gekommen war. Nach und nach erst wurde er seiner Erinnerung Herr, und die Ereignisse kamen ihm zum Bewußtsein. Er wurde unruhig und setzte sich auf. Bei jeder Bewegung schmerzten ihn seine Glieder, eine Folge des ungewohnt langen Marsches vom Tage vorher. Auch sonst fühlte er sich außerordentlich afrikamüde und sehnte sich heim in sein gutes weißes Bett, nach der Mutter, nach dem schönen Frühstückstasse, der am Morgen immer so fein schmeckte, ja selbst nach der Schule mit all ihrem Wust an Rechenaufgaben, Lesebüchern, aber auch mit den vielen Kameraden und den herrlichen Balgereien. Ach, wenn er jetzt daheim gewesen wäre! Er würde dafür ganz Afrika und noch einige dunkle Erdteile samt ihren Löwen, Helden und Goldschätzen gegeben haben. Aber er war leider nicht in der Lage, das schöne Tauschgeschäft zu machen.

Er empfand es immer bitterer, was für einen dummen Streich er gemacht hatte, als er sich umsah und die zigeunerhaften Gestalten neben sich, den faden-scheinigen Plunder an der Decke, die große Trommel und die mauferigen Perücken musterte. Es ekelte ihn, er fühlte sich bedrückt und beengt. Die Luft in dem Wagen legte sich erstickend auf seine Brust, und es widerstrebte ihm, sie länger zu atmen. Ohne recht zu

wissen, was er tun würde, erhob er sich leise, um seine Kleider anzulegen und von der abenteuerlichen Gesellschaft in aller Stille Abschied zu nehmen, ehe sie noch erwachte.

Wie ein Dieb erschrak jedoch Hans, als er sich plötzlich von rückwärts festgehalten fühlte. Er wandte sich um und sah überrascht in das Gesicht des Clowns, der warnend den Finger auf den Mund legte und sich ebenfalls erhob.

Geräuschlos kleidete sich der Clown an und gab dem Knaben durch Pantomimen zu verstehen, dasselbe zu tun. Auf den Zehen schlich er dann zur Tür und winkte Hans, ihm zu folgen. Draußen nahm er den Jungen bei der Hand und ging mit ihm über die taufeuchte Wiese der Straße zu. Auf der Straße holte der Clown dann mit den Beinen aus und machte Schritte, so lang, daß es ausah, als könne er jeden Augenblick über die Erdkugel hinweg in den Weltraum treten. Da er merkte, daß Hans ihm nicht zur Seite bleiben konnte, nahm er den Jungen rasch auf den Arm und lief mit ihm wie gehehrt.

Hans hatte bis jetzt nichts gesagt in der Erkenntnis, daß der Clown ebenfalls die Absicht habe, sich von der Künstlergesellschaft geräuschlos zu empfehlen. Nun ihn der fremde Mann fest an sich preßte, wurde ihm aber bange, und zaghaft fragte er: „Wo wollen wir denn hin?“

„Frag jetzt nicht und fürchte dich nicht. Sobald wir durch das Dorf sind, wollen wir uns besprechen. Ich will nur rasch verschwinden, bevor mich jemand von unserer Bande sieht. Sonst reden sie mir zu, und ich ziehe noch weiter mit ihnen.“

Der innige Klang dieser Worte und die stille Güte in den Augen des Mannes beruhigten Hans. Im Nu

hatten die flinken Beine des Clowns das Dorf durchschritten. Außerhalb des Dorfes ging es noch eine Weile im Trab auf der Straße dahin. Bei einem Gebüsch bog der Clown von der Straße ab, ließ Hans zu Boden gleiten und setzte sich hinter das Gebüsch.

„So!“ sagte er. „Jetzt setz dich zu mir und laß uns überlegen, was zu tun ist.“

Hans ließ sich neben dem Clown in das tauige Grün nieder.

„Sag mir jetzt, wie du eigentlich heißt,“ sprach der Clown.

„Hans Gertling.“

Der Clown nickte zufrieden. „Und deine Mutter heißt Marie, nicht wahr?“

„Ja. Woher wissen Sie das nur?“ fragte Hans erstaunt.

Der Clown lächelte und seufzte zugleich. „Ich habe deine Mutter früher sehr gut gekannt. Und auch dich habe ich sofort erkannt. Sage mir einmal, weißt du etwas von deinem Vater?“

„Nein. Die Mutter hat mir gesagt, mein Vater sei gestorben, wie ich noch ein ganz kleines Kind gewesen bin.“

Der Clown hustete leise. Dann sprach er: „Deine Mutter hat also jetzt niemand als dich?“

„Nein. Ich bin ihr Einziger — und jetzt ist sie ganz allein,“ sagte Hans betrübt.

„Siehst du, da hättest du ihr nicht davonlaufen sollen. Was wird die arme Mutter jetzt machen ohne dich? Sie hat dich gewiß sehr gerne gehabt.“

Hans fing zu weinen an.

Der Clown zog ihn an sich, tätschelte ihm die feuchten Wangen und tröstete ihn: „Weine nicht, Hans. Du wirst deinen Fehler gutmachen und zu deiner Mutter

zurückkehren. Sie wird dir gewiß verzeihen, wenn du sie darum bittest. Die Mutter ist ja sehr gut, nicht?"

Mit vermehrter Heftigkeit flossen die Tränen des Knaben, indem er sprach: „Ja, meine Mutter ist sehr gut. Aber diesmal wird sie mir nicht verzeihen, und ich darf nicht mehr heimkommen.“

„Weshalb soll sie dir denn nicht verzeihen? Hast du etwas angestellt?"

Der Junge beantwortete die Frage mit einem verschämten Kopfnicken.

„Was hast du denn getan? Sag es mir. Vielleicht ist es gar nicht so schlimm,“ munterte der Clown ihn auf.

„Ich hab' Geld genommen!“ stieß Hans nach einer gewaltigen Anstrengung heraus.

Dem Clown mußte es sehr überflüssig vorkommen, Hans das Verwerfliche seiner Tat vorzuhalten, oder er hatte andere Gründe, die Rolle eines Moralpredigers ungespielt zu lassen. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Glaube mir, Hans, es ist immer am besten, man geht reuig heim und bittet für seine Schuld um Verzeihung. Schau, ich bin auch einmal ausgerissen. Freilich ist es schon lange her, daß ich von daheim weggelaufen bin. Auch ich hab' Geld mitgenommen, und wenn es auch kein fremdes Geld war, ich hätte es doch nicht tun sollen. Ich habe seitdem keine Ruhe gehabt, bin kreuz und quer durch die Welt gezogen und habe meine Tat schwer gebüßt und bereut. Jetzt will ich noch einmal versuchen, wieder gut und anständig zu werden, und ich will damit anfangen, einen verirrtten Jungen seiner Mutter wiederzubringen, die sicher in Angst und Schmerz auf seine Wiederkehr wartet. Willst du mir helfen, ein guter Mensch zu werden, indem du mit mir gehst?"

Hans überlegte. „Ich schäme mich,“ sagte er dann, den Kopf hängen lassend.

„Nun,“ rief beinahe freudig der Clown, „wer sich noch schämen kann, der ist glücklich. Steh auf und komm.“

Langsam erhob sich Hans. „Ich werde nicht lange laufen können,“ klagte er, „weil mir meine Füße noch von gestern wehe tun.“

„Das macht nichts,“ sagte der Clown, „ich trage dich streckenweise, und manchmal rasten wir, dann wird es schon gehen.“ Damit faßte er Hans bei der Hand und ging mit ihm weiter.

Ein Bauernwagen kam ihnen nach einiger Zeit von rückwärts nahe. Der Clown bat den Lenker des Wagens, mit Hans hinten aufsitzen zu dürfen, und so fuhren sie nach Mitterstadt zurück.

* * *

Müder, als sie sich niedergelegt hatte, war Frau Gertling nach einer schlaflosen Nacht aufgestanden. Grübelnd und ruhelos hatte sie die ganze Nacht in ihrem Bett gelegen, auf jedes Geräusch auf der Straße oder im Hause atemlos gelauscht, und enttäuscht war sie jedesmal auf die Kissen zurückgesunken, wenn sie feststellen mußte, daß es wieder nicht ihr heimkehrender Hans war, der das Geräusch verursachte. Mit brennenden Augen, wüstem Kopf und einem entsetzlichen Gefühl von Herzensleere sah sie den Tag herandämmern.

Ihr erster Blick fiel auf das unberührt gebliebene Bett ihres Sohnes. Der Anblick vermochte in ihr keine schmerzliche Empfindung mehr hervorzubringen. Es war ihr, als wenn es mit Hans hätte so kommen müssen. Die Eigenschaften des Blutes vererben sich ja von den Vätern auf die Kinder, und mit dem Gemüt und dem Charakter war es gewiß dasselbe. Zucht und Beispiel vermögen die Entwicklung der in einem Menschenkinde schlummernden bösen Triebe vielleicht vorübergehend

zu beeinflussen, in der Stille wachsen diese aber doch und kommen dann gewaltsam zum Durchbruch.

Das war die Erkenntnis, zu der die arme Frau während der Nacht gekommen war und die sie nun als unumstößliche Wahrheit betrachtete. Sie hatte die Qualen dieser Nacht schon einmal empfunden, diese Tränen schon einmal geweint und diese unheimliche Ode im Herzen schon einmal empfunden. Das war damals, als ihr Mann sie verlassen hatte. Doch damals überwand sie alles verhältnismäßig rasch, denn ein Trost war ihr geblieben: das Kind. In der Sorge für dessen Wohl und in der rastlosen Arbeit für das kleine Wesen hatte sie die ihr von seinem Vater zugefügte Unbill vergessen und den Mut zum Leben, die Hoffnung auf glücklichere Tage wiedergefunden.

Welcher Trost blieb ihr jetzt? Das Bewußtsein ihrer eigenen treuen Pflichterfüllung? Ach, das hat keinen Wert, wenn man nicht mehr weiß, für wen man sich sorgt und plagt, und wenn man dafür nicht einmal Anerkennung in der Artung und im Gedeihen eines Kindes findet. Oder konnte sie sich an dem Segen ihrer Arbeit, an dem Anblick ihrer Habe aufrichten und darin eine Anerkennung einer höheren Macht erblicken, an der sich zu freuen und mit der sich zu trösten Genugtuung bot? Nein. Wenn auch alle Laden gestrichen voll Schätze gewesen wären und wenn jeder Gegenstand um sie von glänzendem Wohlstand gezeugt hätte, bleibt das Herz leer, so verdient der ganze Grempel nicht, mit einem einzigen zufriedenen Blick gestreift zu werden.

Mit solcherlei Gedanken und Erwägungen füllte die Frau den Vormittag aus. Später als sonst hatte sie ihren Laden geöffnet, mit Widerwillen und ohne die gewohnte Aufmerksamkeit bediente sie ihre Kunden. War eine Kundschaft abgefertigt, dann zog sie sich

jedesmal in das Zimmer zurück, aus dem die Jalousie heute jeden freundlichen Sonnenstrahl fernhielt. Müde und gleichgültig saß sie da auf einem Stuhl und sah mit matten Blicken vor sich hin. Verdrossen erhob sie sich, so oft die Ladenklingel ertönte, um hinauszugehen.

Soeben war das wieder der Fall. Diesmal waren es gleich zwei Kunden, die in den Laden getreten waren. Ihnen gegenüber aber konnte Frau Gertlings Gleichgültigkeit nicht anders, als in eine jähe Bewegung umzuschlagen, die ein Gemisch von Freude, Zorn und Befremden war. Mit einem Gesicht, das sich ein armer Sünder für seinen letzten Gang hätte zum Muster nehmen können, stand in dem Laden Hans, der verlorene Sohn, Hand in Hand mit einem Manne, dessen Äußeres sofort den zünftigen Bagabunden erkennen ließ.

Auch dem Manne kostete es sichtlich große Überwindung, der Frau unbefangen ins Gesicht zu sehen. Er blinzelte dabei und zog die Lider zusammen, wie wenn er in die Sonne schauen würde.

Die gute Frau Gertling war sich nicht sofort klar, was dringender nötig sei: die Kute zu holen oder Hans ans Herz zu drücken. Sie rettete sich aus ihrer Verlegenheit, indem sie den fremden Mann fragte, was er wünsche.

Einigermaßen verlegen antwortete der Mann: „Ich wünsche nichts, als diesen reuigen Sünder da zu seiner Mutter zurückzubringen.“

Bei dem Klange dieser Stimme war Frau Gertling sonderbar berührt. Die hatte sie schon gehört. Sie nahm sich aber keine Zeit, nachzudenken, wo und wann, sondern fragte, das Clownkostüm unter dem Rock des Mannes wahrnehmend: „Wie kommt denn der Junge zu Ihnen? Ist er mit Zirkusleuten gelaufen?“

„Nein. Er wollte nach Afrika gehen und ein berühmter Held werden. Eine halbe Tagereise von hier

haben wir ihn im Heu gefunden, als wir mit unseren Wohnwagen auf einer Wiese halt machten. Er blieb über Nacht bei uns, und ich — ich hielt es für meine Pflicht, ihn seiner Mutter, die wohl auch so schon genug zu tragen hat, zurückzubringen.“

„Das ist schön von Ihnen. Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Sie haben gewiß selbst Familie, weil Sie so viel Mitgefühl mit der Mutter eines davongelaufenen Sohnes haben?“

„Nun ja — ich hatte auch einmal ein Kind und ein Weib. Aber das ist schon lange her,“ stammelte der Clown und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Gestorben?“ fragte Frau Gertling bewegt.

„Ja, gestorben,“ würgte der Mann heraus. „Doch nicht mein Weib und mein Kind, sondern ich selber.“

Frau Gertling fühlte eine tiefflingende Saite ihres Gemütes erzittern und sah sich den Mann genauer an. Sein von der ordinären Schminke entstelltes Gesicht zeigte tiefe Falten, zwischen denen sie trotzdem etwas Bekanntes zu sehen glaubte. Sie trat ganz nahe zu dem Manne hin und sah ihm forschend in die feuchtgewordenen Augen.

Zitternd suchte sie plötzlich an dem Ladentisch eine Stütze und rief: „Herrgott im Himmel — du bist's?“

Der Clown nickte traurig. „Ja — ich. Aber erschrecke nicht! Ich bin nicht gekommen, verlorene Ansprüche wieder geltend zu machen. Der Junge hat mir bloß das Schmachvolle meiner Vergangenheit zum Bewußtsein gebracht und mich auf ordentliche Wege zurückgeleitet. Ich will ein guter Mensch werden und durch mein künftiges Leben gutmachen, was ich verschuldet habe, so weit es überhaupt gutgemacht werden kann.“

Er wandte sich zur Seite und suchte die Türklinke.

Frau Gertling stand eine Weile wie versteinert da.

Als aber der Clown sich der Thür zuwandte, kam Leben in sie.

Sie trat zwischen ihn und die Thür. „Du sollst nicht so von mir gehen,“ sagte sie mit Entschlossenheit. „Komm ins Zimmer und wirf die Vergangenheit von dir, indem du mir alles erzählst, was du durchgemacht hast. Vielleicht kann auch ich mit der Vergangenheit abschließen und dir helfen, deinen guten Vorsatz auszuführen.“

Die Frau führte den Clown und Hans in das Wohnzimmer. Allgemeines Schweigen herrschte zunächst zwischen den drei Menschen. Frau Gertling stand auf, um den zwei Ausreißern einen Kaffee zu kochen, zu dem der Geburtstagskuchen, der gestern seinen Beruf so gründlich verfehlt hatte, heute ganz schmachhafte Dienste leistete.

Nachdem sich die beiden gefättigt hatten, mußte Hans beichten und im Angesichte der Rute geloben, dem Innern Afrikas in Zukunft hübsch fernzubleiben. Die Mitnahme der Sparbüchse wurde ihm verziehen. Zwei Milderungsgründe waren dabei maßgebend. Erstens hatte sich Hans den Inhalt der Sparbüchse buchstäblich selbst von seinem naschhaften Kindermund abgepart, und zweitens hatte er den größten Teil des Geldes wieder zurückgebracht. Mit einem zarten Schlag auf den Rücken und einem festen Kuß auf die Wange wurde Hans von seiner Mutter in den Hof hinausgeschickt.

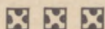
Als der kleine Ausreißer aus dem Zimmer war, wurde der große vorgenommen. Er kam nicht so leicht weg. Es gab Vorwürfe und Tränen in schwerer Menge, und lange zweifelte der arme Schelm an der Möglichkeit einer Verzeihung. Er beichtete aber gründlich und erzählte, wie er jener Zirkusdame vergeblich nachgereist sei. Er habe sie nicht gefunden, sei aber bei den Zirkus-

leuten geblieben und habe da zuerst die niedrigsten Dienste verrichten müssen. Schließlich sei er froh gewesen, als Clown bei Gesellschaften letzter Güte Beschäftigung zu finden. Er habe es nicht gewagt, in die Gemeinschaft glücklicherer Menschen zurückzukehren, aus deren Reihen er in seiner Verblendung freiwillig geschieden war. Erst der Junge, den ihm das Schicksal in den Weg geführt, habe ihn halb unbewußt auf einen besseren Weg geleitet. Er schilderte sein aus Not, Entbehrung und Gewissensqualen zusammengesetztes Leben, und Frau Gertling mußte ihn für seinen Leichtsinm genügend bestraft erklären. Da er ihr überdies den Sohn zurückgebracht hatte und guten Willens war, ein Besserer zu werden, verzieh ihm ihr braves Herz allen überstandenen Kummer und nahm ihn wieder in Gnaden auf.

* * *

Es ist schon lange Zeit verflossen seit der Heimkehr der beiden Ausreißer. Frau Gertling hat noch keinen Anlaß gehabt, sich über ihr gutes Herz zu beklagen. Vater und Sohn können zwar ihre Ausreißernatur immer noch nicht verleugnen. Der Vater reißt nämlich aus, sobald er einen Zirkus sieht, und der Sohn, sobald man von Afrika spricht.

Die Nachbarn der Frau Gertling wundern sich jetzt nicht mehr, daß die Frau nicht heiraten wollte. Da es aber ein Wunder wäre, wenn Nachbarn sich über nichts zu wundern hätten, wundern sie sich jetzt, daß der tote Herr Gertling so plötzlich von den Toten auferstanden ist. Einige jedoch, die öfter im Zirkus waren, finden das ganz begreiflich. Sie meinen, wenn einer im Sande genug Wurzelbäume geschlagen hat, müsse er endlich einmal vernünftig werden.





Eine Matterhornbesteigung.

Don Th. v. Wittembergk.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Matterhorn, jene gewaltige Gneispyramide, welche sich auf der Grenze zwischen dem schweizerischen Kanton Wallis und Italien westlich vom Monte Rosa in unvergleichlicher Kühnheit bis zu einer Höhe von 4505 Meter aufstürmt, galt lange Zeit hindurch als unbezwinglich. Immer wieder versuchten es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erprobte Hochtouristen, den sagenumwobenen Felskegel zu ersteigen, aber alle ihre Anstrengungen mißlangen. Erst am 14. Juli 1865 sah Whymper seine jahrelangen Bemühungen von Erfolg gekrönt, indem es ihm glückte, über den Nordostgrat in Begleitung von drei Landsleuten und drei Führern den Gipfel zu ersteigen. Drei Tage später gelang dasselbe Wagnis dem Bergführer Carrel über den Südwestgrat. Seitdem ist das Matterhorn oder, wie es von den Italienern genannt wird, der Monte Cervino, oftmals erstiegen worden. Gegenwärtig erproben in jedem Sommer an ihm Hochtouristen unter Leitung erfahrener Führer erfolgreich ihre Kletterkünste. Obwohl aber jetzt die gefährlichsten Stellen mit Seilen und Ketten versehen und zur Aufnahme der Touristen Schutzhütten angelegt worden sind, ist auch heute noch die Besteigung des Berges aufregend und schwierig genug.

Der Matterhornsockel ist ringsum mit Schneefeldern

und Gletscherströmen umgürtet. Unmittelbar nördlich unter dem Gipfel streckt sich der Matterhorngletscher vor, im Osten breiten sich der Furggengletscher und der obere Theodulgletscher aus, im Nordwesten lagert sich der Tiefmattengletscher vor, während sich auf der Südseite einige kleinere Gletscher, wie der Glacier du Mont Cervin und der Glacier du Lion, hinziehen. Die eigentliche Gipfelpyramide, die noch mehr als 1000 Meter über dem vereisten Kamm emporsteigt, wendet ihre vier Seitenflächen den vier Himmelsgegenden zu und sendet von sich vier gewaltige Grate aus. Von ihnen verläuft der Nordostgrat nach Zermatt, der Südwestgrat nach der italienischen Seite auf Baltournanche zu.

Die meisten Besteigungen werden jetzt von Zermatt aus über den Nordostgrat unternommen. Von hier und von dem Gornergrat aus kann man den Bergriesen in seiner vollen Majestät bewundern, ja, man kann sogar jetzt eine Besteigung in aller Ruhe durch das Teleskop verfolgen. Steht eine Besteigung bevor, so geben die Besitzer der Hotels der Presse davon telegraphisch Nachricht, und die Touristen strömen dann von allen Seiten herbei, um dem interessanten Schauspiel durch die aufgestellten Teleskope zuzuschauen.

Auf eine Partie, die von Zermatt ausgeht, werden gewöhnlich zwei Tage verwendet. Man richtet es so ein, daß man vor Eintritt der Dunkelheit in der unteren Hütte am Hörnli, dem Ausläufer des Matterhorngrates, in einer Höhe von 3290 Meter eintrifft. Man übernachtet dort, bricht gegen zwei Uhr Nachts auf und nimmt darauf mit frischen Kräften die Bezwingung der Pyramide in Angriff. Versetzen wir uns in die Lage, von Zermatt her das Matterhorn ersteigen zu wollen, so wandern wir zunächst den Pfad hinauf,



Zuschauer bei einer Besteigung des Matterhorns.

der uns über saftige Matten und hohen Wald zu dem Schwarzseehotel führt. In ungefähr drei Stunden sind wir hier angelangt. Links von uns erstreckt sich der von frischen Almen bedeckte Gornergrat, und in der Tiefe zeigt sich uns am Schwarzsee eine kleine Kapelle. Jenseits des Gletschermeeres tauchen die Häupter des Monte Rosa, des Breithorns und des Lyskamms auf. Die Pyramide des Matterhorns selbst, die wir jetzt schon deutlicher überschauen können, mahnt uns mit ihren steilen Schroffen, welsch ein Stück Arbeit wir noch zu leisten haben. Wir setzen nun unsere Wanderung in der Richtung auf das Hörnli zu fort. Über wüste Steinfelder steigen wir den Hang des Hörnli empor und langen nach ungefähr fünf Stunden in der unteren Matterhornhütte an, wo wir übernachten.

Um zwei Uhr schon werden wir von unseren Führern geweckt. Schnell wird eine Tasse Tee getrunken, und nun geht es, während die Laternen unserer Führer nur ein unsicheres Licht verbreiten, auf den Nordostgrat zu. Unmittelbar in die Höhe klettern können wir wegen der schroffen Felskämme nicht und müssen daher nach Osten zu eine Umgehung versuchen. Sobald wir einen Zweig des Furggengletschers erreicht haben, werden wir angeseilt. Zuerst klettern wir auf dem Gletscherrücken aufwärts, dann aber heißt es, die Ostwand des Berges für den weiteren Aufstieg benutzen. In feuriger Glut leuchtet jetzt der erste Schimmer des Morgenrots auf. Der Blick auf die Gletschertrümmer hinab und zu der jähren Wand hinauf, die dem Fuß keinen Haltepunkt zu bieten scheint, läßt unser Herz heftiger pochen. Aber hier hilft kein Zaudern. Und wir steigen leichter empor, als wir es uns vorstellten. Denn immer wieder finden wir Absätze und Leisten, auf die wir den Fuß zu setzen vermögen. Allerdings müssen



Das Matterhorn mit dem Schwarzseehotel.

wir unsere Muskeln anspannen, aber bald erreichen wir eine vorspringende Felsede des Nordostgrates, die sogenannte untere Schulter. Hier liegt auf einem Absatz unter senkrecht aufsteigender Wand die obere Schweizer Hütte. Wir haben jetzt eine Höhe von über 3700 Meter erklimmen. In gewaltigen Bänden baut sich der Grat vor uns auf.

Von hier aus können wir auch einen Blick auf die Nordwand werfen, die wie eine senkrechte Mauer in den unermesslich tiefen Schlund abfällt. Die Nordwand erweckt in uns die Erinnerung an Whymper's Besteigung und an die Katastrophe, die sich auf dem Rückweg ereignete. Wie schon erwähnt, war der Engländer Edward Whymper der erste, der das Matterhorn besiegte. Mit ihm zugleich waren die Engländer Hudson, Douglas und Hadow emporgestiegen. Drei Führer standen den Touristen zur Seite. Nachdem man den Gipfel erklimmen hatte, trat man auf der Nordwand den Abstieg an. Von den Touristen war Hadow nur wenig geschult. Schon beim Aufstieg hatte es heiße Mühe verursacht, ihn vorwärts zu bringen, noch beschwerlicher aber wurde er für die Führer beim Abstieg. Der Führer Croz, der ihm vorausging, mußte ihm fast Tritt für Tritt angeben, wohin er den Fuß zu setzen hatte. So gelangte man auf eine schmale, mit Schnee bestäubte Felsplatte, als Hadow ausglitt. Herabstürzend traf er auf Croz auf, der ihm den Rücken zukehrte. Auch dieser geriet ins Gleiten. Natürlich waren die Bergsteiger angeseilt. Die beiden herabgleitenden Männer rissen insolge dessen die unmittelbar auf sie Folgenden nieder, die Touristen Hudson und Douglas. Die jetzt folgenden Männer, der Führer Laugwalder und hinter ihm Whymper, stemmten sich mit aller Macht an, um die Fahrt in die Tiefe aufzuhalten.



119811461893 21

Die obere Schutzhütte.

Aber durch den gewaltigen Ruck riß das Seil zwischen Douglas und Taugwalder mitten entzwei, und damit war das Schicksal der Abstürzenden entschieden. Sie glitten unaufhaltbar über den Gang hinab und fielen über 1000 Meter tief auf den Matterhornletscher herunter.

Aber wir dürfen nicht mehr länger verweilen. „Höher empor!“ heißt unsere Losung. Im vollen Tageslicht betreten wir wieder die Ostwand und klimmen nun, mit Füßen und Händen uns anklammernd, zur Moseleyplatte hinauf. Sie verdankt ihren Namen dem Amerikaner Moseley, der auf ihr im Jahre 1879 verunglückte. Auch Moseley stürzte auf dem Rückweg vom Gipfel ab, und zwar, wie man es nicht anders sagen kann, durch seine eigene Schuld. Ihm wurde seine allzu große Sicherheit zum Verderben. Als er an der sich vorwölbenden Platte angekommen war, bot ihm einer der Führer seine Hilfe an. Aber er wies sie zurück und schwang sich allein über den Felsbuckel. Dabei glitt er aus, fiel um, rutschte auf dem Rücken weiter und stürzte in den Abgrund.

Noch ein paar Meter weiter aufwärts, und wir sind abermals an einer Unglücksstelle, an Borchhardts Zufluchtsort. Der Engländer Borchhardt hatte mit seinem Landsmann Davies am 17. August 1886 den Gipfel erstiegen. An demselben Tag hatten auch noch drei andere Partien das Matterhorn erklimmen. Gegen zehn Uhr Morgens herrschte noch prachtvolles Wetter. Aber das Matterhorn ist berüchtigt durch seine plötzlichen Witterungsumschläge. Und so brach denn auch während des Abstieges ein entsetzliches Schneetreiben aus. Zwei von den Partien konnten sich noch in Sicherheit bringen. Borchhardts Partie aber und noch eine dritte wurden von dem Wetter so überrascht, daß sie gezwungen

waren, an einer geschützten Stelle Zuflucht zu suchen. Hier kauerten sie sich zusammen, die ganze Nacht hindurch von dem wilden Schneetreiben und dem eifigen Sturm umbraust. Nun war Borchhardt nur sehr mangelhaft für die Besteigung ausgerüstet. Namentlich fehlte ihm wärmere Kleidung. Trotz aller



Borchhardt's Zufluchtsort (3900 Meter).

Gegenanstrengungen der Führer verfiel er daher in einen apathischen Schwächezustand. Die andere Partie konnte am nächsten Morgen den Abstieg fortsetzen. Borchhardt war aber nicht von der Stelle zu bringen. Am Nachmittag endlich entschlossen sich auf seinen eigenen Antrieb die Führer, ohne ihn abzustiegen. Eine sogleich ausgesandte Rettungsexpedition vermochte ihm nicht mehr Hilfe zu leisten. Bei ihrem Eintreffen war er bereits tot.

An den Felsen entlang, die aus der weißen Schneefläche herausragen, klettern wir von Block zu Block empor. Jetzt haben wir noch eine scharfzahnige Felsfuge zu überwinden und wir stehen vor einem senkrecht aufsteigenden Felspfeiler, der uns den Weg verlegen würde, wenn wir nicht Hilfsmittel zu seiner Erklömmung besäßen. Wir sind schon 4300 Meter hoch, nur noch 200 Meter und der Gipfel ist erreicht. Also vorwärts! Von der Höhe des Pfeilers hängen Seile und Ketten herab, und an ihnen klettern wir hinauf. Wir gleichen dabei allerdings etwas den Akrobaten, denn wie diese schweben wir in der Luft.

Ein Unterschied zwischen ihnen und uns besteht aber doch, denn jene befinden sich meist nur wenige Meter über dem festen Boden, unter uns aber gähnt die bodenlose Tiefe.

Aber auch dieses Hindernis ist bald genommen. Jetzt ernten wir in kurzem den Sieg. Dort, dieser Gipfel, das ist die Schweizer Spitze des Matterhorns, und dort jenseits der Einbuchtung ragt seine italienische Spitze! Nun noch einmal emporgeklettert, immer auf dem ansteigenden Grat fort und jetzt: „Hurra, wir sind oben!“

Früher als der Nordostgrat wurde der Südwestgrat als Angriffslinie zum Sturm auf das Matterhorn benutzt. Anscheinend ist die Besteigung von der italienischen Seite, vom Tournanchetal aus, leichter. Daher versuchten auch die englischen Hochtouristen Tyndall, Hawkins und Whymper zuerst von dieser Seite her zum Gipfel hinaufzudringen. Allein in Wirklichkeit ist die Tour über den Südwestgrat um vieles schwieriger. Denn eine tiefe Kluft unterbricht den Grat, die zuerst unpassierbar erscheint und von der dann jenseits der Kamm in schroffen Zinken emporschießt.



Vor dem Gletscher.

Mit welchen Schwierigkeiten die ersten Besteiger des Südwestgrates zu kämpfen hatten, davon gibt uns ein anschauliches Bild eine Schilderung, die Vaughan Hawkins von der Partie entwirft, welche er 1860 mit Tyndall, dem berühmten Führer Bennen, der vier Jahre später durch das Abrutschen der Schneedecke auf dem Haut de Cry verunglückte, und dem Führer Carrel dem Älteren unternahm. „Wir befinden uns,“ heißt es in ihr, „in einer Wildnis von Felsblöcken. Sie sind dachartig von großen Eisplatten überlagert, von denen Eiszapfen herabhängen. Wir gehen herum, herüber und unter ihnen fort, und oft scheint ein Weitergehen unmöglich. Aber Bennen ist immer voran, und er weiß immer von neuem einen Weg zu finden. Nun kriechen wir einzeln einen schmalen Felsrand entlang, auf der einen Seite haben wir einen Wall, auf der anderen das Nichts. Da ist kein Halt für Hände oder Alpenstock, der Rand neigt sich ein wenig, so daß, wenn die Nägel in unseren Schuhen nicht haften, wir hinunterstürzen. In der Mitte der Leiste hängt ein Felsstück über. Wir kriechen unter ihm hindurch und kommen gerade unter einem Wasserstrahl heraus, dem wir nicht ausweichen können. Jetzt gelangen wir zu einer wunderbaren Stelle, einer vollkommenen Felsenesse, die ringsum mit hartem schwarzen Eis bekleidet ist. Es ist durchaus nichts vorhanden, woran man sich anhalten kann, und bis heute kann ich es noch nicht begreifen, wie ein menschliches Wesen hinauf- oder hinuntergelangen konnte. Bennen arbeitet sich indessen wie eine Kage hinauf. Er ist oben und ruft Tyndall zu, nachzukommen. Jetzt bin ich an der Reihe. Ich gebe mir Mühe, hinaufzuklimmen, indem ich mich gegen die Seiten stemme, aber dicht bei der Öffnung oben gibt plötzlich die Reibung nach, und meine

ganze Last fällt auf das Seil. Doch ein kräftiger Zug von oben, mein Knie ist am Rande, und nun bin ich in Sicherheit.“

Wie schon erwähnt, gelang es trotzdem einige Jahre



Der »böse Tritt«.

darauf dem Führer Carrel dem Jüngeren, über den Südwestgrat einen Weg auf das Matterhorn aufzufinden. Am 17. Juli 1865 erreichte er den Gipfel.



Die Tyndallspitze (4245 Meter).

Heute ist auch die Besteigung von dieser Seite her durch die Anbringung von Seilen und die Erbauung von Schutzhütten erleichtert. Dennoch werden auch jetzt noch an verschiedenen Stellen an die Tüchtigkeit des Bergsteigers bedeutende Anforderungen gestellt. Eine solche Stelle befindet sich in der ungefähren Mitte des sogenannten großen Turmes, einem gewaltigen Gipsfeiler, der aus dem Col du Lion senkrecht aufsteigt. An dem herabhängenden Seil angeklammert, schwebt man beim „bösen Tritt“ einige Augenblicke buchstäblich zwischen Himmel und Erde.

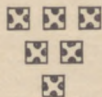
Der Weg führt dann weiterhin auf die Tyndallspeze zu, die eine Höhe von 4245 Meter hat. Aber kaum ist sie gewonnen, so muß man auf der anderen Seite in eine schauerliche Schlucht hinabsteigen, wo man dann auf die gegenüberliegende Wand hinüberzutreten hat. Zu dieser Überschreitung des Schlundes gehört völlige Schwindelfreiheit. Sie ist nochmals unbedingt nötig, wenn man, wieder emporgestiegen, das letzte Stück der Tour nehmen will, wo es sich darum handelt, auf einer schwankenden Strickleiter den Eckurm des Gipfels emporzuklettern. Aber bedächtig von Querstrich zu Querstrich steigend, gelingt auch dieses Wagestück. Wie schon bemerkt, ist die italienische Spitze des Gipfels durch eine Einsattelung von der Schweizer Spitze getrennt.

Ein herrlicher Rundblick lohnt uns für alle die Mühen und Anstrengungen, die uns die Besteigung gekostet hat. Von den Gletscherströmen, Trümmerhalden und grünen Matten unter uns schweift unser Auge nach Norden hin zu der Dent Blanche, dem Gabelhorn, Rothorn und Weißhorn, denen sich jenseits des Rhonetales das Wildhorn und das Aletschhorn mit einem langen Gefolge von Zacken und Gipfeln



Die italienische Spitze (4482 Meter).

anreihen. Im Osten erhebt der Monte Rosa sein stolzes Haupt, und mehr südwärts schauen wir über öde Bergketten hinweg auf die lachenden Gefilde des gesegneten Italiens. Im Westen aber ragen der Große Combin, der Große Sankt Bernhard und dahinter der massige Eisdom des Montblanc.





Schwedische Sitte.

Eine Sommergeschichte von Julius Knopf.

(Nachdruck verboten.)

Kopenhagen, den 15. August.

Liebste Erna!

Du hast mich um meine nordische Reise beneidet, und ich, die ich mich so kindisch darauf gefreut habe, ich sitze nun hier und blase Trübsal. Du hast ja keine Ahnung, wie öde es ist, mit einem alten, pedantischen Papa zu reisen. Was nützt mich sein Geld, wenn es mir keinen Genuß verschafft, was seine Güte, wenn sie mich langweilt.

Da hausen wir seit acht Tagen „zum Vergnügen“ in der Stadt Thorwaldsens. Schönes Vergnügen! Bitte, reiche mir für eine Minute Deine kühle Patzhand — ich halt's sonst nicht mehr aus. So miserabel ist mir auf einer Erholungsreise noch nie zu Mute gewesen. Träge, bleiern gleiten die Stunden dahin — man schleppt sich förmlich über die Tage hinweg, die einen von Berlin noch trennen. Und Papa scheint diesen Trottelsschritt sehr behaglich zu finden.

Die Besichtigungen — Thorwaldsen, Rosenborg, Ny-Karlsborg Glyptothek, die Gegend am Sund — werden wie ein altes Gummiband in die Länge gezogen, so daß einem Natur und Kunst schließlich ganz zum Ekel werden.

Papa schenkt sich nichts, das Programm muß gründlich abgemacht werden. Und das soll ich noch fünf Tage aushalten!

Nun vernimm die Einteilung unserer Tage, die mit schulmeisterlicher Gewissenhaftigkeit innegehalten wird. Früh um neun Uhr Frühstück. Das dauert bis um halb elf. Dann Besichtigung oder Wasserfahrt. Um zwei Uhr Mittagessen bis um vier. Eine Stunde Pause. Papa legt sich, und ich bin total kaput vor Langeweile — direkt apathisch. Um halb sechs Kaffee, dann Spaziergang, um neun Uhr Abendessen, dann wieder Kaffee oder schwedischer Punsch. Am ersten Abend habe ich mir übrigens einen kleinen Schwipps geholt, das Zeug schmeckt nämlich so verführerisch süß. Um elf Uhr Abends wieder im Hotel. Die Luft bekommt mir ja ausgezeichnet hier, aber bei diesem Leben wird man schließlich zur Idiotin.

Wir haben ja ein paar Bekanntschaften gemacht: dänische Herren, Geschäftsfreunde von Papa — auch einige des Interesses werthe, ich meine Unverheiratete, darunter. Aber diese jungen Männer sind alle so entsetzlich steif, gemessen und zurückhaltend. Schrecklich! Ich kann mir tatsächlich keinen küssenden Dänen vorstellen.

Dagegen die Schweden! Zwar habe ich bis jetzt erst einen einzigen jungen Mann aus dem Reiche König Oskars kennen gelernt, aber er versöhnt mich beinahe mit dieser schrecklichen Reise. Herrn Hanssons interessante Bekanntschaft haben wir übrigens auf eine recht alltägliche Weise gemacht. Wir saßen im Regattapavillon auf der Langen Linie, tranken Kaffee, wozu ich Biskuits knabberte, da kam ein großer, schlankgewachsener Herr daher, fixierte mich — ich errötete, worüber ich mich heute noch ärgere —, dann lüftete

er den Panama und fragte, ob er nicht an unserem Tische Platz nehmen dürfe.

So kamen wir in eine lebhaftere Unterhaltung. Mit Papa sprach er über Aquavit und schwedischen Punsch, mit mir über Thorswaldsen, Rembrandt, Zbsen und Erdbeeren, die es in der dänischen Hauptstadt so massenhaft gibt.

Morgen will er uns nach Helsingör begleiten.

Übrigens heißt er Axel mit Vornamen. Sehr apart — klingt so nach Roman.

Viele Küsse

Deine sich trotzdem mopsende Elsa.

Kopenhagen, den 16. August, Nachts.

Meine innigste Liebe Erna!

Es ist mir unmöglich, zu schlafen. Ob das von den zwei Tassen Kaffee kommt, die ich heute abend getrunken, oder von den unauslöschlichen Eindrücken des Tages? Laß sie Dir erzählen. Früh um acht Uhr dampften wir schon aus dem Hafen, Herr Axel — ach so, Herr Hansson — hatte uns vom Hotel abgeholt. Es war eine wundervolle Fahrt an Klampenborg, Skodsborg und all den Badeörtchen am Sund vorbei. Die Ufer von Buchenwaldungen umsäumt, all die zierlichen Villen und stolzen Hotels teils verführerisch nahe ans Wasser gerückt, teils auf den sanften Hügeln zwischen dem satten Grün kokett hervorlugend. — Liebste Erna, mein ästhetisches Auge feierte einen Festtag. Die Herren qualmten ihre Zigarren — Herr Hansson vier Stück mit Leibbinde.

Viel zu schnell verging die Fahrt. Von Helsingborg

aus spazierten wir nach Schloß Kronborg. Papa, der Weingeist fabriziert und ein Schöngeist ist, hielt uns einen Vortrag über Shakespeare und Hamlet. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin und betrachtete lieber das entzückende Bild vor mir. Der blaue Sund, belebt von langsam einherfahrenden, fauchenden Lastdampfern, flinken Seglern und schlanken Passagierschiffen. Drüben die schwedische Küste — Helsingborg von der alten Feste, dem Kärnan, überragt, fern die Zickzacklinien eines Vorgebirges. Es sei der Kullen, belehrte mich Herr Hansson. Und über dem entzückenden Panorama wolkenloser, tiefblauer Himmel — einfach entzückend, sage ich Dir!

Als Papa mit seinem literarhistorischen Vortrag fertig war, wanderten wir zu einem Steinhaufen, unter dem sich Hamlets Grab befinden soll. Papa meinte recht gefühllos, das wäre fauler Zauber, aber trotzdem fanden es Herr Hansson und ich sehr poetisch.

Dann speisten wir in Marienlyst, wo wir viel deutsche Landsleute antrafen. Mit einem Blick auf einen deutschen Herrn, der mit seiner Nachbarin etwas heftig flirtete, meinte Papa in seiner offenen, manchmal derben Art: „Der Landsmann sieht ganz danach aus, als ob er seinen Trauring in die Westentasche gesteckt hätte.“ Worauf Herr Hansson lächelnd erwiderte, daß die Schweden diese ominöse Prozedur nicht nötig hätten.

„Nanu?“ frage ich erstaunt.

„Ja,“ erklärte er mir, „wir tragen den glatten Goldreif nur, wenn wir uns im Übergangsstadium des Verlobtseins befinden. Sowie wir heiraten, trägt die Frau beide Ringe.“

Erst hielt ich's für einen dummen Witz, indessen auch Papa bestätigte mir diese sonderbare Sitte, indem er höchst unziert witzelte: „Der auffallendste Unterschied

zwischen Deutschland und Schweden ist der, daß bei uns die Ehemänner den Trauring, die Hunde den Maulkorb tragen müssen, und in Schweden nicht.“

Mich wundert nur, daß die schwedischen Frauen sich so etwas gefallen lassen. Das ist ja einfach haarsträubend! Und wie soll denn ein junges Mädchen die ledigen Männer herauskennen?

Ob Herr Hansson verheiratet ist? Direkt danach fragen kann man ihn doch nicht! Ich machte zwar hie und da eine Anspielung, aber er verstand nicht, oder tat wenigstens so.

Dennoch war der Tag überaus herrlich. Auf der Rückfahrt war der Dampfer knüppelvoll. Es war auch ein bißchen kühl, weshalb wir etwas eng aneinander saßen. Das wärmte.

Ja, es wäre alles ganz schön, wenn ich nur Gewißheit hätte. Verheiratet oder nicht verheiratet, das ist jetzt die Frage.

Es umarmt und küßt Dich
Deine sich in Zweifeln
quälende

Elsa.

Kopenhagen, den 17. August.

Liebste Erna!

Sicher verwundert es Dich, daß ich Dir jetzt so oft schreibe. Aber Du bist die einzige, der ich mein gequältes Herz ausschütten darf, und so schütte ich es denn aus. Es ist mir ein Bedürfnis, Dich mit meinen Briefen zu öden, die eine Art von seelischem Tagebuch vorstellen. Meine Langeweile ist dahin, meine Gemütsruhe aber auch. Denn ich kapriziere mich jetzt darauf, zu erfahren, ob Herrn Hansson das Glück der Ehe schon erblüht ist. Du zuckst mit den Achseln und meinst, ich sei verliebt? O nein, Beste, nicht daß ich wüßte! Das

wäre ja die berühmte Liebe auf den ersten Blick, die nur in den Köpfen unreifer Backfische spukt.

Sicher, meine Leure, es ist nur ein Sport von mir, die Wahrheit über Herrn Hansson zu ergründen. Mein Verstand sagt mir: er ist nicht verheiratet. Das gewisse Etwas des verheirateten Mannes fehlt ihm gänzlich. Mein Instinkt aber hat herausgeschnüffelt, daß er unterm Pantoffel steht. Wer von beiden hat nun recht — Kopf oder Seele? Vor lauter Grübeln werde ich noch tiefsinnig. Selbst als ich mir heute eine Portion Kaviar zu Gemüte führte, hatte ich keinen Sinn für diese von mir sonst so geliebte Delikatesse über dem Gedanken an jenes große Problem. Ehe es mir überhaupt zum Bewußtsein kam, hatte ich den ganzen schönen Kaviar aufgeessen, so daß ich mir noch eine halbe Portion geben ließ, die ich aber mit Verstand aß.

Heute ist's wieder entsetzlich trostlos. Aber morgen holt uns Herr Hansson ab.

Herzlich grüßt

Deine sonderbare Elsa.

P. S. Herr Hansson ist Margarinefabrikant in Gothenburg und ein vermögender und sehr respektabler Mann. Das erzählt mir soeben Papa, der es von einem Bekannten hat. Das Wichtigste aber, ob Herr Hansson verheiratet ist, das sagte mir Papa nicht, und ich genierte mich, ihn danach zu fragen. Wahrscheinlich weiß es Papa selbst nicht. Nur die Mütter haben ja für so etwas Interesse.

Wie nur seine eventuelle Frau aussehen mag? Ob sie auch blond und schlank ist, wie alle Schwedinnen, die ich bisher zu Gesicht bekam? Übrigens tragen die Damen in Kopenhagen kein Korsett.

Nochmals küßt Dich

Elsa.

Kopenhagen, den 18. August.

Meine liebe, liebe Erna!

Übermorgen reisen wir nun, und noch immer bin ich im unklaren. O, wie ich diese schwedische Sitte hasse, kraft deren die Männer ohne Chering herumlaufen! Es ist geradezu zum Verzweifeln! Na, ich sollte Königin von Schweden sein! Sofort würd' ich anordnen, daß alle Männer bei Leibesstrafe den ihnen zukommenden Goldreif zu tragen haben. Das ist ja, als wenn Schweden gar kein Kulturstaat wäre. Trotzdem ist Herr Hansson ein Mann von guten Manieren, feiner Bildung und hoher Intelligenz, ein Mann, wie wir beide ihn uns stets gewünscht haben. Schade, daß Du nicht hier bist, er würde Dir sicher auch gefallen.

Heute waren wir in Skodsborg. Sehr hübsch, ja geradezu reizend, aber kein Strand. Nur eine breite Uferpromenade, die mit Radlern besät ist; und für mich existiert das Meer nur, wenn es über einen Sandstrand verfügt.

Herr Hansson war riesig liebenswürdig, schwarzelte verliebt um mich herum, kaufte mir Rosen und drückte mir mehreremal ganz unmotiviert die Hand. So ein Scheusal! Ich sah ihn zürnend an, konnte aber nichts dagegen machen. Papa mochte ich nichts sagen, und ein Schutzmann war nicht zur Stelle.

Nachmittags nahmen wir ein Segelboot — das heißt Papa, der bekanntlich wasserscheu ist, blieb zurück — und fuhren hinüber nach der Insel Sveen, wo der berühmte Astronom Tycho de Brahe sein Observatorium hatte. Herr Hansson erzählte mir davon, ich heuchelte Interesse und kam zu dem Entschluß, diese historische Insel nicht eher zu verlassen, als bis mir Herrn Hanssons staatsbürgerliches Verhältnis, ledig

oder verheiratet, offenbar geworden. Ich bewog ihn, mit mir die Kirche zu besichtigen, und als wir in dem nüchternen Raum waren, rief ich begeistert: „O wie romantisch! Hier möchte ich mich einmal trauen lassen!“ Worauf das Scheusal nur erwiderte, es wäre doch sehr kühl drin, man könne sich den Schnupfen holen. Welche Bemerkung mich wirklich verschnupfte.

Ich machte das mißvergnügteste Gesicht, das mir zu Gebote steht. Na, das zog aber sofort. Ganz zerknirscht fragte er: „Fräulein Elsa“ — der Name scheint ihm mächtig zu gefallen, er gebraucht ihn so oft und so süß — „Fräulein Elsa, sind Sie denn so sehr empfindlich, daß meine harmlose Bemerkung Sie derart verletzt?“

Sehr ernst erwiderte ich, daß man mit der Heiligkeit der Kirche keinen Scherz treiben solle, und ich mich im nächsten Frühjahr in dieser Kirche wirklich trauen lassen würde. Die Kriegslift zog. Die Männer sind doch zu dumm, auch wenn sie noch so intelligent sind. Der Esel hätte doch sehen müssen, daß ich keinen Verlobungsring trage. Aber er kriegte einen entsetzlichen Schreck.

„Sind Sie denn verlobt?“ stieß er hervor und sah mich mit seinen großen, stahlblauen Augen ganz eigen an, daß mir ordentlich warm wurde.

Doch ich kannte kein Mitleid, gab keinen Pardon. „Ich werde heiraten,“ entgegnete ich eifrig.

„Wen denn?“ fragte er hastig.

„Einen netten jungen Mann.“

Nun war er es, der ein mißvergnügetes Gesicht machte. „Schade!“ sagte er ganz leise, wie im Selbstgespräch.

Seit jenem Augenblick zermartete ich mein Gehirn. Was wollte er mit dem „Schade!“ sagen? Schade, daß er verheiratet ist, oder schade, daß ich verlobt bin?!

Auf der Insel Hveen ward mir also keine Gewißheit.

Während des übrigen Theils des Tages blieb er sehr einsilbig. Sein Schweigen erschien mir aber sehr beredt, denn es sagte mir, daß ich ihn eingefangen habe. Der Hecht zappelt an der Angel.

Der arme Mensch tat mir schließlich leid. Beim Abschied sah ich ihn seelenvoll an und flüsterte: „Etjch, ich bin doch nicht verlobt!“

Eins, zwei, drei — hatte ich ein paar Küsse weg. Leider nur Handküsse.

Ach, wenn doch Axel nicht verheiratet wäre! Ob man deswegen beim deutschen Konsulat in Gothenburg anfragt? Ach, bitte, tue das!

Es küßt Dich dankend

Deine noch wirklich in Tieffinn verfallende
Elfa.

Kopenhagen, den 19. August.

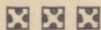
In fliegender Eile!

Liebste!

Anfrage beim deutschen Konsulat in Gothenburg nicht mehr nötig. Glücklich — selig! Axel ist nicht verheiratet, wird es aber bald sein. Wir haben uns nämlich soeben verlobt, und ich werde Frau Margarinefabrikant in Gothenburg. Alle Weihnachten sollst Du ein Faß Margarine bekommen. Mein Jawort habe ich ihm unter zwei Bedingungen gegeben, auf die Axel sofort eingegangen ist: erstens, daß wir uns in der Kirche von Hveen trauen lassen, und zweitens, daß wir die deutsche Sitte einführen: Axel muß den Ehering tragen und darf ihn niemals, aber auch gar niemals ablegen.

Deine unbändig glückliche

Elfa.





Bei den Telephonistinnen.

Eine weltstädtische Verkehrskizze. Von H. Giersberg.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Einem hochinteressanten Einblick in das großartig entwickelte Verkehrswesen einer modernen Millionenstadt gewährt der Besuch eines der zahlreichen Fernsprechämter, die über das ungeheure Stadtgebiet verstreut sind. Aber der Zutritt zu diesen eigenartigen Arbeitsräumen ist aus naheliegenden Gründen dem Publikum so streng verwehrt, daß selbst die überwiegende Mehrzahl der angeschlossenen Abonnenten kaum eine zutreffende Vorstellung von der Beschaffenheit der Einrichtungen und des Dienstbetriebes haben mag, durch die ihnen die nützlichste und angenehmste aller modernen Verkehrserleichterungen vermittelt wird. Unsere Leser werden uns darum gern im Geiste bei einem solchen, durch günstige Umstände ermöglichten Besuche begleiten, zumal wir in der Lage sind, das schildernde Wort durch eine Anzahl wohlgelungener und anschaulicher photographischer Aufnahmen zu ergänzen.

Von den Eindrücken, die der Uneingeweihte beim Betreten eines der großen Diensträume eines solchen Telephonamtes empfängt, ist der befremdlichste und überraschendste ohne Zweifel der einer an dieser Stelle ganz unerwarteten Ruhe. Der Besucher sieht lange Reihen dicht nebeneinander sitzender junger Mädchen, die vor hohen, schrankartigen Aufbauten in emsigster

Tätigkeit begriffen sind, aber er vernimmt so wenig ein Klingelzeichen oder ein klapperndes Herabfallen von



Telephonistin bei der Herstellung einer Verbindung.

Nummernschildern als ein gesprochenes Wort. Alles, was er hört, ist das leise Klackklack der in die Löcher des Umschalteschranke eingeführten oder wieder aus ihnen

entfernten Verbindungsstöpsel. Er muß schon sehr nahe an eine der amtierenden Fernsprechgehilfinnen herantreten, um sich zu vergewissern, daß sie sich mit dem ihre Dienste beanspruchenden Abonnenten auch durch das gesprochene Wort verständigt.

Die Lösung des Geheimnisses liegt einerseits in der Eigenart des Meldesystems und anderseits in der Kunstfertigkeit, mit der sich die Telephonistinnen ihrer Stimme zu bedienen wissen. Es ist das eine Fertigkeit, die erst nach längerer Übung erreicht werden kann, und die sich die Aspirantin erst vollkommen erworben haben muß, ehe ihre Einstellung in den praktischen Dienst erfolgt. Den Telephonapparat, dessen sie sich zum Hören wie zum Sprechen zu bedienen hat, trägt sie während der Ausübung des Dienstes beständig an sich, die Hörrohre an einem über den Kopf gelegten Bügel und den Sprechtrichter mittels einer besonderen Vorrichtung auf der Brust. Da es für eine gute Verständigung viel weniger auf ein bedeutendes Aufgebot an Lungenkraft als auf deutliche Artikulation und auf eine möglichst hohe Stimmlage ankommt, kann die Beamtin nahezu im Flüsterton sprechen, und so geschieht es, daß in dem großen Raume statt des vermuteten verwirrenden Stimmengeschwirs eine beinahe klösterliche Stille herrscht.

Das Amt, das wir für unseren Besuch ausersehen haben, ist eines der größten unter den vielen Vermittelungsämtern. Die Einrichtungen und Apparate sind auf allen Vermittelungsämtern natürlich dieselben, und man ist heute fast überall zu dem sogenannten Zentralbatteriesystem übergegangen, das binnen kurzem allgemein durchgeführt werden dürfte. Der Dienst selbst ist derartig organisiert, daß auf jedem Amte zwei streng voneinander gesonderte Abteilungen bestehen,



Die Verbindung der Hörer.

eine Ankunfts- und eine Ausgangsabteilung, ähnlich der Betriebsteilung auf einem mit Ankunfts- und Abfahrtssteigen versehenen Bahnhofe. Die Verschiedenheit ihrer Funktionen dürfte am besten aus der Schilderung erhellen, wie eine Verbindung zwischen zwei in verschiedenen Amtsbezirken wohnhaften Teilnehmern zu stande kommt.

Nehmen wir zum Beispiel an, ein unter der Telephonnummer 60 an das Amt X angeschlossener Abonnent habe den Wunsch, mit Nummer 70 des Amtes Y zu sprechen. Zu diesem Behufe braucht er weder eine Kurbel zu drehen, noch auf einen Knopf zu drücken, sondern er hat einfach seinen aus kombiniertem Hör- und Sprechtrichter bestehenden Apparat von dem Gestell zu nehmen. In demselben Augenblick nämlich leuchtet auf dem Amte X über der Zahl 60 an der mit Nummern bedeckten Umschaltetafel selbsttätig ein winziges Glühlämpchen auf, und die Telephonistin, zu deren Sektion diese Nummer gehört, eine Beamtin der Auskunftsabteilung, ist dadurch von dem Wunsche des Abonnenten, eine Verbindung zu erhalten, in Kenntnis gesetzt. Sie steckt nun von einem Paar korrespondierender Stöpsel einen in die neben der Nummer des Teilnehmers befindliche Öffnung und ist dadurch telephonisch mit ihm verbunden. Auf die stereotype Frage: „Nummer — bitte!“ hat der Abonnent Amt und Nummer des begehrten Gesprächspartners zu nennen, in unserem Fall also: „70 Amt Y“. Darauf drückt die Telephonistin aus einer Reihe vor ihr befindlicher roter Knöpfchen dasjenige nieder, das mit dem Buchstaben Y bezeichnet ist. Eine Gehilfin der Ausgangsabteilung des Y-Amtes ist dadurch aufmerksam gemacht und empfängt die Meldung. Ihre Aufgabe ist es, der Kollegin vom X-Amt eine der

Verbindungslinien zwischen beiden Ämtern zu bezeichnen, die eben frei ist. Nehmen wir an, es wäre in unserem Fall die Linie 6. Die Gehilfin vom X=Amt steckt auf diese Mitteilung hin den zweiten Stöpsel in



Die Kabel mit den Telephondrähnen auf einem Fernsprechamt.

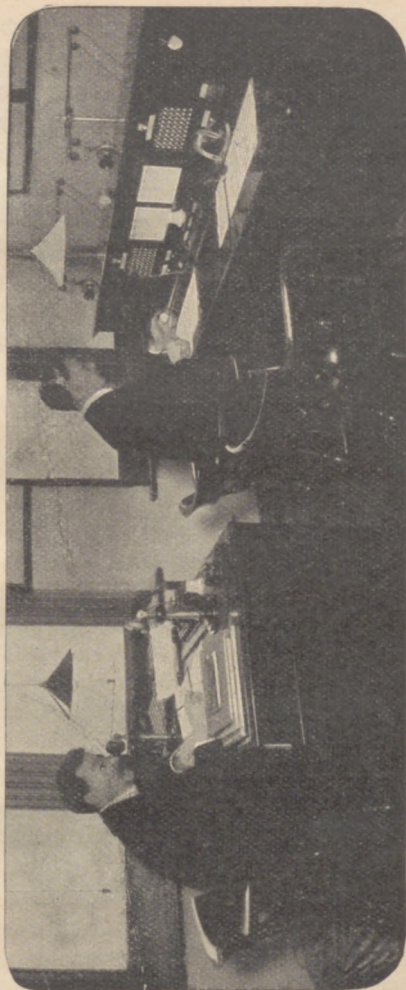
eine mit 6 bezeichnete Öffnung; die Ausgangsgehilfin vom Amt Y führt gleichzeitig einen solchen Pflock in das Loch neben Nummer 70 auf der Teilnehmertafel ein und drückt einen Knopf, der die Glocke am Apparat des vom Abonnenten gewünschten Gesprächspartners

zum Erklingen bringt. In demselben Augenblick, wo auf diese Art die Verbindung zwischen beiden Teilnehmern hergestellt ist, erglüht neben der Nummer 60 im X-Amt ein zweites Miniaturlämpchen und leuchtet so lange, bis die Sprechenden durch das Niederlegen der Apparate ohne jedes weitere Signal bekundet haben, daß ihre Unterhaltung zu Ende ist. Die ganze Prozedur, die in der Schilderung einigermaßen verwickelt und umständlich erscheinen mag, vollzieht sich unter normalen Verhältnissen tatsächlich in ungefähr dreißig Sekunden. Ehe die Gehilfin vom X-Amt, nachdem ihr die Signallampe das Zeichen der Gesprächsbeendigung gegeben, den Stöpsel neben der Nummer des Teilnehmers wieder herauszieht, drückt sie auf einen anderen Knopf und bewirkt damit eine automatische Registrierung des Gesprächs. Sämtliche im Verlauf eines Tages geführten Gespräche werden auf solche Art verzeichnet, und die Verpflichtungen derjenigen Abbonnenten, die es vorziehen, statt eines Pauschale die Einzelgebühr für jede Unterhaltung zu entrichten, können so in unbedingt zuverlässiger Weise festgestellt werden.

Die Zahl der an das Fernsprechnet der Millionenstadt angeschlossenen Teilnehmer beläuft sich zurzeit auf ungefähr 70,000, und man nimmt an, daß jeder von ihnen die Dienste seines Amtes durchschnittlich fünfmal am Tage in Anspruch nimmt. Die Zahl der eigentlichen Ferngespräche aber beträgt, den Sonntag ausgenommen, ungefähr 400,000 täglich, so daß sich leicht erkennen läßt, wie sehr ihr Amt eine Fernsprechgehilfin in Anspruch nimmt.

Die jungen Damen, auf deren Umsicht, Behendigkeit und Zuverlässigkeit das regelrechte Funktionieren des ungeheuren Apparates in erster Linie beruht, haben,

wie schon erwähnt, vor ihrer Einstellung eine ziemlich lange Ausbildungszeit durchzumachen und werden nur dann engagiert, wenn sie sich während einer Probetätigkeit allen Anforderungen gewachsen gezeigt haben. Aber auch dann noch bleiben sie eine Art von beständiger Prüfung ausgesetzt. Auf jedem Vermittlungsamt ist nämlich die Einrichtung getroffen, daß von einem Beobachtungszimmer aus jede beliebige Gehilfin ohne ihr Vorwissen bei der Arbeit belauscht



Das Beobachtungszimmer.

werden kann, und die Beschäftigung mehrerer Beamten besteht ausschließlich darin, sich bald mit diesem, bald

mit jenem Arbeitsplatz zu verbinden und genaue Notizen darüber zu machen, in welcher Art die betreffende Telephonistin mit dem Publikum verkehrt und innerhalb welcher Zeiträume sie die verlangten Verbindungen herstellt. Man mag sich unschwer vorstellen, wie gefürchtet diese heimliche Kontrolle bei den vielgeplagten jungen Damen ist.

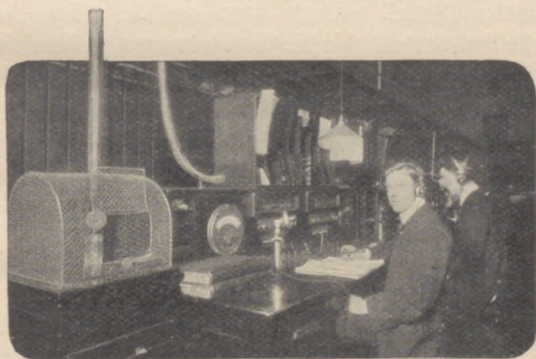
Natürlich ist es auch bei der größten Gewandtheit und dem hingebendsten Eifer unmöglich, zu jeder Zeit alle Abonnenten zufriedenzustellen, schon deshalb, weil sich das Verlangen nach der Herstellung von Gesprächsverbindungen zu gewissen Tageszeiten bis ins Ungeheure steigert, während die Gehilfinnen in anderen Stunden fast unbeschäftigt sind. Da ist dann an Klagen und Beschwerden von Teilnehmern, die sich nicht rasch genug bedient glauben, oder die ihren Groll über eine irri- ge Verbindung auszulassen wünschen, durchaus kein Mangel. Den Telephonistinnen aber ist streng untersagt, sich mit den Abonnenten auf irgendwelche Auseinandersetzungen einzulassen. Ihr Verkehr mit dem Publikum bleibt unter allen Umständen auf die genau vorgeschriebenen Formeln beschränkt, deren es zur Verständigung über die gewünschten Verbindungen bedarf.

Sobald ein an das Netz Angeschlossener damit beginnt, eine Beschwerde irgendwelcher Art vorzubringen, hat ihn die Gehilfin ohne weitere Mitteilung mit dem Aufsichtsbeamten zu verbinden, dem ihre Abteilung unterstellt ist. Handelt es sich dabei um eine Sache, die nicht mit wenigen Worten abzutun ist, so erfolgt eine weitere Verbindung des Abonnenten mit dem in einem besonderen Raume untergebrachten Personal, dessen Aufgabe es ist, die übermittelten Beschwerden genau niederzuschreiben und die betreffenden Zettel mittels



Die Beschwerden der Teilnehmer werden niedergeschrieben
und durch Rohrpost

einer rohrpostähnlichen Vorrichtung in ein anderes
Zimmer zu befördern, wo sie je nach ihrer Beschaffenheit
von höheren Aufsichtsbeamten oder von den Technikern



den Aufsichtsbeamten zugeführt.

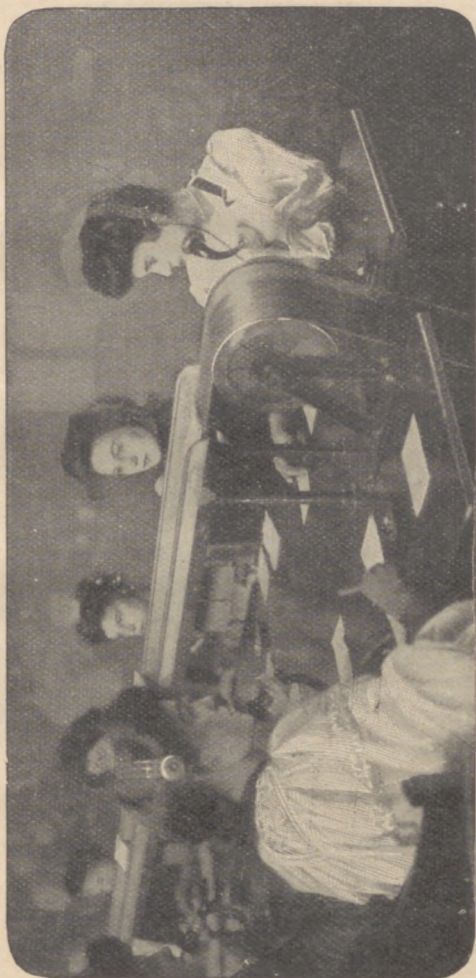
der Gesellschaft behufs schleunigster Abhilfe auf ihre
Berechtigung hin geprüft werden.

Wesentlich abweichend von dem eingangs geschil-

berten Verfahren bei der Herstellung von Verbindungen ist die Betriebseinrichtung für Ferngespräche in die Provinz oder nach dem Auslande.

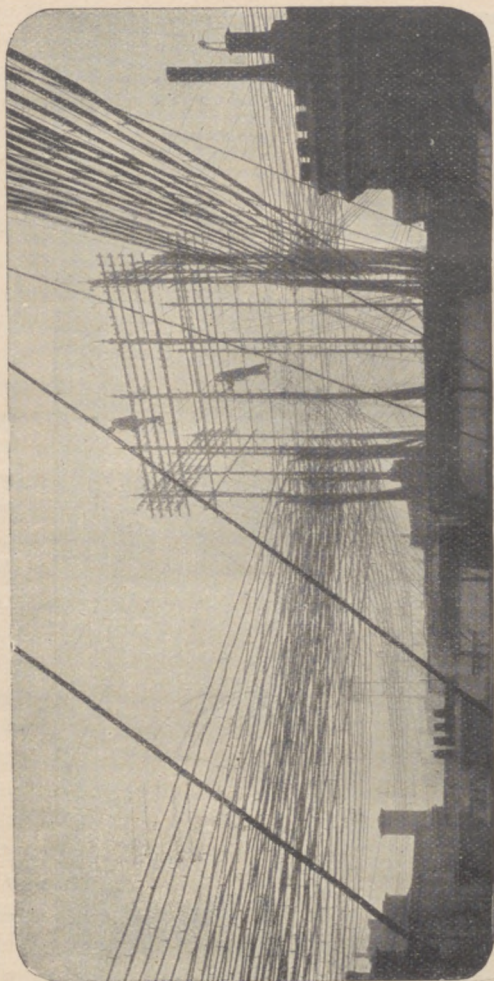
Die Gehilfinnen, deren einer der An klingelnde Wohnort und Telephonnummer des begehrten Gesprächspartners zu nennen hat, sitzen hier inmitten des Dienstsaumes an einem langen Tische, über dessen mittlerem Teil der Länge nach auf einem erhöhten Gestell eine Rinne mit — nach dem Prinzip der endlosen Kette — beweglichem Boden angebracht ist. Die Telephonistin schreibt Namen, Amt und Nummer des Anrufenden wie des Anzurufenden auf ein Formular, fügt die genaue Angabe der Zeit, zu welcher der Anruf erfolgte, hinzu und legt den Zettel in die Rinne, von der er behufs Sortierung den am Ende des Tisches postierten Beamtinnen zugeführt wird. Die nach den einzelnen Ländern, mit denen ein Fernverkehr besteht, geordneten Zettel werden dann an die männlichen Angestellten verteilt, die die Verbindungen zu bewirken haben, und kommen je nach dem Freiwerden der betreffenden Linien der Reihe nach zur Erledigung. Der Andrang ist groß und die Zahl der zur Verfügung stehenden Linien naturgemäß eine beschränkte, so daß zum Beispiel der Wunsch nach Herstellung einer Verbindung zwischen London und Paris, bei einem Vorhandensein von vier Linien, selten früher als nach Verlauf von ein bis zwei Stunden erfüllt werden kann.

Die Dauer eines Ferngesprächs ist auf eine Zeit von drei Minuten, vom Augenblick der fertiggestellten Verbindung an gerechnet, beschränkt. Eine neben dem Platze des Beamten befindliche, mit automatischer Druckvorrichtung ausgerüstete Uhr verzeichnet auf die Sekunde genau den Beginn des Gesprächs, und da gegen nochmalige Zahlung der Gebühr eine einmalige



Annahme und Weitergabe der Meinungen für Ferngespräche.

Verlängerung der Unterhaltung um weitere drei Minuten gestattet ist, richtet der Beamte bei Ablauf



Telephonbrähre und Kabel, deren jedes hundert Einzelbrähre enthält.

der vorgeschriebenen Zeit an den Teilnehmer die Frage, ob er eine solche Verlängerung wünscht. Erfolgt die

bejahende Antwort nicht auf der Stelle, oder wird die Frage verneint, so wird die Verbindung aufgehoben. Diese Unterbrechung erfolgt unter allen Umständen ohne jede Mitteilung, sobald die sechste Minute abgelaufen ist. Sicherlich würde schon mancher Geschäftsmann mit Vergnügen Tausende für die Möglichkeit gezahlt haben, eine begonnene, aber nicht zu Ende geführte Verhandlung nur noch zwei oder drei Minuten lang fortsetzen zu dürfen. Aber die geltenden Bestimmungen sind unabänderlich und gestatten keine Ausnahme zu irgend jemandes Gunsten. Eine Wiederaufnahme des unterbrochenen Gespräches kann erst auf erneuten Anruf erfolgen, der im günstigsten Fall nach Verlauf von ein bis zwei Stunden zu einer abermaligen Verbindung führt.

Auch die Nachfrage nach Fernverbindungen drängt sich in der Regel auf wenige Tagesstunden zusammen und pflegt gegen den Abend hin nahezu gänzlich aufzuhören. Der Dienst in den weltstädtischen Fernsprechämtern aber geht Tag und Nacht ununterbrochen fort, nur mit der Einschränkung, daß von neun Uhr Abends an die weiblichen Beamten durch männliche Kollegen — allerdings in erheblich verringerter Anzahl, dem verminderten Bedürfnis entsprechend — ersetzt werden.





Unser Nachbar im Weltenraum.

Astronomische Skizze. Von H. Wolfram.

Mit 19 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Aus leicht begreiflichen Gründen ist die Astronomie noch immer eine der am wenigsten volkstümlichen unter allen Wissenschaften; über eine ziemlich oberflächliche Bekanntschaft mit den sinnfälligsten Erscheinungen und den hauptsächlichsten Bewegungsgesetzen innerhalb des großen Weltengebäudes geht auch die Kenntnis des gebildeteren Laien in der Regel nicht hinaus. Auf einen kundigen Menschen vollends, der sich mit einiger Sicherheit am sternbesäten Himmelsgewölbe zu orientieren vermöchte, trifft man nur äußerst selten. Abgesehen von der Sonne, der segenspendenden Erhalterin alles irdischen Lebens, und von unserem getreuen Trabanten, dem viel besungenen und angefeuertesten Mond, sind der großen Mehrzahl der Menschen die Gestirne so fremd, als wäre die Wissenschaft der Astronomie alle die Jahrhunderte hindurch nur zum Vorteil einer kleinen Zahl von Gelehrten getrieben worden.

Eine einzige Ausnahme aber läßt sich doch feststellen — nämlich die zu Gunsten unseres Nachbarplaneten, des Mars, für den um seiner Erdnähe und um seiner vermuteten Ähnlichkeit mit unserem eigenen Himmelskörper willen von alters her auch in weiteren Kreisen ein besonderes Interesse rege geworden ist. Ist er in der Geschichte der Astronomie vor allem deshalb von

Wichtigkeit geworden, weil Kepler an ihm zuerst die elliptische Gestalt der Planetenbahnen erkannte, und weil die Beobachtung dieses Planeten in seiner Opposition, das heißt der größten Erdnähe, zur Bestimmung der Sonnenentfernung dient, so gewann er für das Laienpublikum eine eigenartige Bedeutung vornehmlich durch die verwegene Hoffnung, daß seine Beobachtung eines Tages Aufschluß bringen würde über die Frage, ob wir auch auf anderen Sternen als dem von uns bewohnten die Existenz menschlicher oder menschenähnlicher Lebewesen vermuten dürfen. Waren doch angeichts gewisser Entdeckungen auf der Marsoberfläche selbst streng wissenschaftlich denkende Männer sehr geneigt, diese Frage zu bejahen, und wurden doch schon allen Ernstes Vorschläge erörtert, die darauf hinausliefen, durch riesenhafte Feuer Signale und dergleichen eine Verständigung mit den etwaigen Marsbewohnern zu versuchen.

Welche Erwartungen man auf das Gelingen derartiger Experimente hätte setzen dürfen, wird der Leser am besten selbst beurteilen können, nachdem er erfahren hat, was wir zurzeit über unseren nächsten Nachbarn im Weltraum mit Sicherheit wissen und was wir auf Grund der neuesten, mit hochgradig verfeinerten Instrumenten vorgenommenen Beobachtungen mit einiger Zuversicht als wahrscheinlich annehmen dürfen.

Der Mars vollendet in 686 Tagen 23 Stunden 30 Minuten 41,4 Sekunden seinen Lauf um die Sonne. Seine mittlere Entfernung von diesem Muttergestirn beträgt 226,52 Millionen Kilometer oder nahezu 30 Millionen Meilen. An die Erde kann er zur Zeit seiner größten Annäherung bis auf 7,75 Millionen Meilen herankommen, während er sich bei der Abkehr von ihr zuweilen bis auf 55 Millionen Meilen entfernt. Das

Bild, das er dem unbewaffneten wie dem bewaffneten Auge am Sternenhimmel darbietet, ist demgemäß ein sehr veränderliches. Während er uns zuzeiten als ein prächtiges Gestirn von starkem, tiefrotem Glanze entzückt, schrumpft er mit seiner wachsenden Entfernung zu einem ziemlich unscheinbaren Sternchen zusammen, dem auch das Fernrohr des Astronomen nicht mehr viel von seinen Geheimnissen abzusehen vermag.

Das erste, was wissenschaftliche Beobachter von seinen Eigentümlichkeiten erspähten, war eine Anzahl hellerer und dunklerer Flecke, die schon 1636 von Fontana und 1640 von Zucchi wahrgenommen wurden, und aus deren Bewegung man die Umdrehungsdauer des Planeten, also die Dauer seiner einmaligen Umdrehung um die eigene Achse, auf 24 Stunden 37 Minuten 22,66 Sekunden berechnete.

Über die Natur dieser Flecken, von denen zuerst Huygens im Jahre 1659 eine kartenähnliche Zeichnung entworfen hat, zerbrachen sich die Astronomen lange Zeit vergeblich die Köpfe. Erst die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis atmosphärischer und meteorologischer Erscheinungen im Verein mit einer außerordentlichen Bervollkommnung der Beobachtungsinstrumente half zur Überwindung der Schwierigkeiten, die sich lange Zeit einer genauen Beobachtung und einer einleuchtenden Deutung der gemachten Wahrnehmungen entgegenstellten hatten.

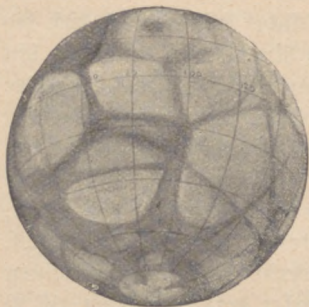
Aus der tiefroten Färbung des Planeten und aus der stark wechselnden Erkennbarkeit seiner Oberfläche schloß man auf das Vorhandensein einer Atmosphäre, deren Zusammensetzung nicht erheblich von der unserigen abweicht, und die namentlich sehr reich an Wasserdämpfen sein muß. Diese Annahme, die man als zutreffend ansehen kann, erklärt auch zur Genüge die den

älteren Astronomen befremdliche Erscheinung, daß die Helligkeit des Planeten vom Rande nach der Mitte hin abnimmt, während wir zum Beispiel beim Jupiter gerade das Gegenteil wahrnehmen können. Die Sonnenstrahlen, die auf den Mars fallen, haben am Rand wegen ihrer schrägen Richtung eine viel dickere Schicht seiner Atmosphäre zu durchlaufen als diejenigen, welche senkrecht auf die Mitte des Planeten auftreffen. Infolge dieses Umstandes werden die Sonnenstrahlen aber auch am Rand viel stärker zurückgeworfen als in der Mitte, so daß deshalb die Randzone bedeutend heller erscheinen muß. Aus demselben Grunde muß aber zugleich die Erkennbarkeit der Marsoberfläche an der Randzone geringer sein als in den mittleren Gebieten.

Für die rötliche Gesamtfärbung des Planeten glaubt der Abbé Th. Moreux, der Direktor des Observatoriums von Bourges, ein bekannter Marsforscher, dem auch die unserem Artikel beigegebenen vorzüglichen Aufnahmen ihre Entstehung verdanken, eine vielleicht etwas gewagte Erklärung dadurch geben zu können, daß er die Kruste des Mars als aus einem ockerfarbigen Gestein bestehend annimmt.

Ungleich wichtiger aber als diese Frage muß die Ermittlung einer einwandfreien Erklärung für jene Erscheinungen betrachtet werden, welche auch dem Laien als die angeblichen „Meere“ und „Kanäle“ auf der Marsoberfläche geläufig geworden sind.

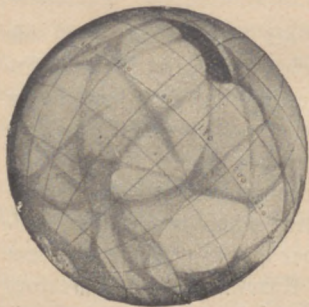
Ein Blick auf die beigegebenen, zur Zeit der Marsnähe im Jahre 1905 erzielten photographischen Aufnahmen des Planeten und der mit ihrer Hilfe von dem vorgenannten französischen Astronomen in Mercators Gradnetz gezeichneten Karte auf S. 200/201 zeigt dem Beschauer eine Anzahl von Flecken, breiteren und



Marsglobus, unter dem 90. Längengrade gesehen.

schmalere Streifen und feinen Linien, von denen namentlich die letzteren teilweise wie mit dem Lineal gezogen erscheinen. Im Teleskop stellt sich diese charakteristische Oberflächenzeichnung des Planeten nun aber keineswegs in mehr oder weniger tiefem Schwarz dar wie auf der photographischen Platte, sondern die Färbung der Flecken und Streifen wechselt von Blaugrün zu Gelbgrün und Grünorange bis zu schokoladefarbenen Tönen, während sich an den Polen des Planeten, von denen uns infolge seiner schrägen Stellung in der Regel nur je einer sichtbar ist, beinahe kreisrunde, außerordentlich helle Flecken von so starkem Glanze zeigen, daß sie zuweilen selbst durch Wolken in unserer Atmosphäre zu sehen sind.

Es lag nahe, in dieser eigenartigen und sehr veränderlichen Färbung die Anzeichen von Erscheinungen und Vorgängen zu suchen, die denen auf unserer Erde gleich oder doch zum mindesten sehr ähnlich sind. Schon 1784 konnte der ältere Herschel feststellen, daß die hellen Polarregionen, die er zu treffend für ausgedehnte Eis- oder Schneeflächen



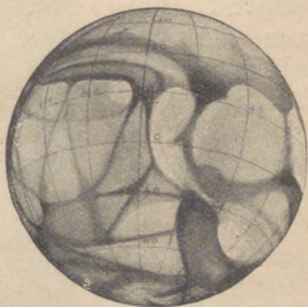
Marsglobus, unter dem 180. Längengrade gesehen.

erklärte, im Winter der betreffenden Marshalbkugel beträchtlich wachsen, während sie im Sommer nahezu verschwinden können. Hatte man es hier wirklich mit einem Vorgange zu tun, wie er sich — wenn auch in erheblich geringerem Umfang — auch in den irdischen Polargegenden vollzieht, so bedeutete es einen sicherlich nicht zu kühnen Schluß, wenn man dann weiterhin in den blaugrünen Flecken Meere und in den Streifen Flüsse vermuten zu dürfen glaubte. Diesen Flüssen gab man später um ihrer scheinbaren Regelmäßigkeit und Geradlinigkeit willen den Namen von Kanälen.

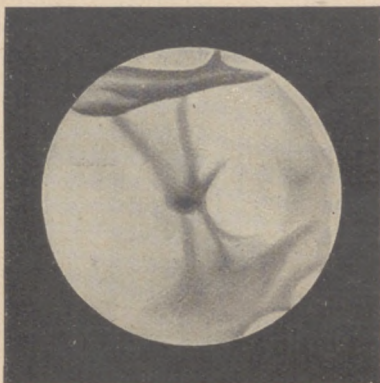
Nun läßt sich gewiß nicht leugnen, daß unsere irdischen Meere und vielleicht auch unsere allergrößten Flüsse, vom Weltenraum aus gesehen, höchst wahrscheinlich einen dem Marsbilde sehr ähnlichen Anblick darbieten würden. Aber so ganz über jeden Zweifel erhaben ist die erwähnte, bisher fast allgemein als richtig angenommene Deutung darum doch keineswegs; denn eine gewissenhafte und beharrliche Beobachtung läßt mancherlei Erscheinungen wahrnehmen, die mit der Annahme großer Wassermassen auf



Marsglobus, unter dem 270. Längengrade gesehen.



Marsglobus, unter dem 360. Längengrade gesehen.



„Meere« und »Kanäle« während des Marsommers
(am 3. April aufgenommen).

Kanäle aber, die phantasiebegabte Forscher durchaus als künstliche Schöpfungen einer hochentwickelten Marsbevölkerung angesehen wissen wollten, erweisen sich unter den schärfsten neueren Instrumenten keineswegs als so regelmäßig und zusammenhängend, wie sie noch auf den Marstärten von Schiaparelli und Lohse aussehn. Auch darf man nicht vergessen, daß sie zum Teil eine Breite von 500 bis 600 Kilometer haben, daß ihre künstliche Herstellung also eine weit über unser Begriffsvermögen hinausgehende Intelligenz und Lei-

dem Mars nur schwer vereinbar sind. So waren die sogenannten „Meere“ im Beginn der Marsnähe des Jahres 1905 vielfach von weißen Streifen durchzogen, für deren Deutung die erwähnte Erklärung vollständig versagt. Die vermeintlichen



„Meere« und »Kanäle« während des Marsommers
(am 17. April aufgenommen).

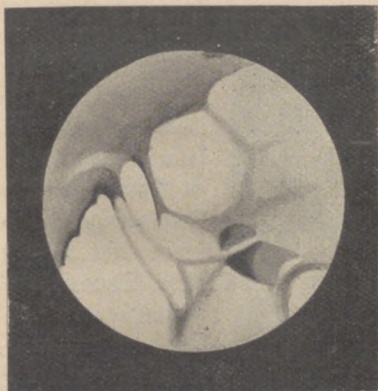
stungsfähigkeit der etwaigen Marsbewohner bedeuten würde. Zudem ist ihre Färbung meistens nicht im ganzen Verlauf die gleiche, wie es doch wohl angenommen werden müßte, wenn man sie sich als mit fließendem Wasser gefüllt vorstellt. Darum spre-



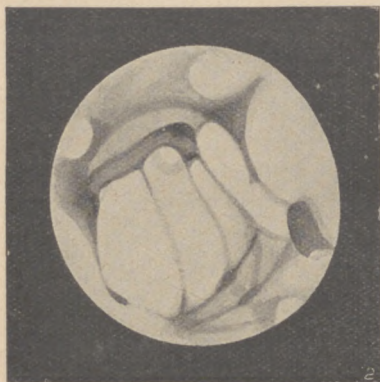
„Meere“ und „Kanäle“ während des Marsfrühsummers (am 18. Mai aufgenommen).

chen mancherlei gewichtige Gründe für die von der bisherigen Auffassung abweichende Deutung, die Moreux den für uns sichtbaren Erscheinungen auf der Marsoberfläche zu geben versucht.

Er sieht in den sogenannten „Kanälen“, die sich nach ihrem Verlauf in der Tat recht gut mit den ziemlich regelmäßigen Sprüngen in dem Mantel einer geborstenen Kugel vergleichen lassen, ausgedehnte Taleinschnitte von verschiedener Breite, die einem infolge hoher Temperaturschwankungen erfolgten Ver-



„Meere“ und „Kanäle“ während des Marsfrühsummers (am 25. Mai aufgenommen).



Die Veränderung der Marskanäle zur Herbstzeit des Planeten. Aufnahme vom 27. Mai.

rundet und abgestumpft sein könnten, hält Moreux für die letzten Zufluchtsstätten einer auf den Hochebenen bereits erstorbenen Pflanzenwelt, und er glaubt damit die einleuchtende Erklärung für die mit dem Wechsel der Marsjahreszeiten eintretenden Veränderungen in



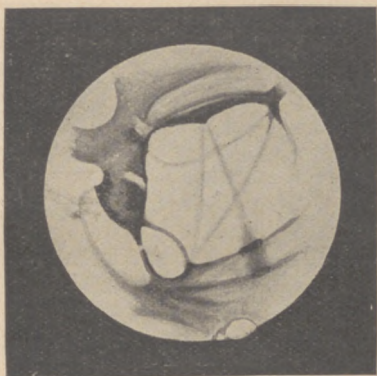
Aufnahme vom 1. Juni.

stungsprozeß ihre Entstehung verdanken. Ähnliches sehen wir ja oft im kleinen an den Rissen und Sprüngen in ausgetrocknetem oder gefrorenem Erdreich. Diese Täler, deren ursprünglich scharfe Kanten und schroffe Abflürze durch die Verwitterung abge-

der Farbe und der scheinbaren Ausdehnung der „Kanäle“ gefunden zu haben.

Auch noch durch Erwägungen anderer Art scheint diese Theorie gestützt zu werden. Die außerordentlich niedrigen Temperaturen, die man infolge seiner Ent-

fernung von der Sonne auf dem Mars annehmen muß, scheinen sich weder mit der Vermutung einer in ausgedehntem Maße eintretenden Sonnenschmelze, noch mit der Annahme eines reicheren Pflanzenlebens auf dem Planeten zu vertragen. Unter Berücksichtigung der neuerlich gewonnenen Anschauungen über die Wärmestrahlung aber ist Moreux zu folgenden Schlüssen gelangt: Trotz einer überaus niedrigen mittleren Temperatur würde die Wärme am Äquator des Mars danach immerhin noch bis auf 15° C. über Null steigen können und sich in den Polargegenden zur Sommerzeit um ein geringes über den Schmelzpunkt des Eises erheben. Die im Vergleich mit unserer Erdatmosphäre sehr dünne Luft begünstigt ohne Zweifel in hohem Maße die Verdunstung des auf dem Planeten



Aufnahme vom 2. Juni.



Aufnahme vom 3. Juni.



Übersichtskarte der gesamten Marsoberfläche.

enthaltenen Wassers und die Verschluckung von Wärme. Daraus ergibt sich, daß die meteorologischen Verhältnisse auf dem Mars von denen auf unserer Erde wahrscheinlich sehr verschieden sind. Das Wasser kann infolge des niedrigen Luftdrucks wohl überhaupt kaum in flüssigem Zustande verharren. Während des Tages dürfte es in Form von Wasserdampf einen wesentlichen Bestandteil der Atmosphäre bilden. Die außerordentlich hohe Kälte der Nacht aber, oder selbst die geringste Temperaturschwankung dürfte hinreichen, es unmittelbar in Nebel von größerer oder geringerer Dichtigkeit zu verwandeln.

Daß solche über weite Regionen ausgedehnte Nebel eine sehr gewöhnliche Erscheinung auf unserem Nachbarplaneten sind, beweist unzweideutig die jedem Beobachter bekannte Tatsache der überraschenden Veränderlichkeit in der Erkennbarkeit der Marsoberfläche. Von einem Tage zum anderen kann der Planet im Teleskop ein scheinbar völlig verändertes Aussehen gewinnen. Die photographischen Aufnahmen auf Seite 202 und 203 liefern dafür einen sehr hübschen und schlagenden Beweis. Während bei den einen die Meere und Kanäle der betreffenden Region mit vollster Klarheit und Deut-



Eine Marsregion, teilweise durch Nebel-
schichten verhüllt.

lichkeit hervortreten, sind bei den anderen infolge des inzwischen eingetretenen gewaltigen Nebels alle feineren Einzelheiten verschwunden und nur noch einige hervorstechende Hauptzüge des Bildes erkennbar.

Diese für die Meteorologie des Planeten beson-

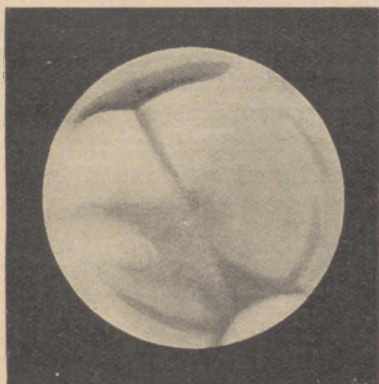
ders charakteristischen Nebel zieht Moreux nun auch für die Erklärung einer Erscheinung heran, die den Scharfsinn der Astronomen vor eine der schwierigsten Fragen in der Marsforschung gestellt hat. Wir meinen die zeitweilig mit überraschender Plötzlichkeit auftretende sogenannte Verdopplung der Mariskanäle. Sie wurde zuerst von Schiaparelli im Jahre 1882 beobachtet, der zu seinem Erstaunen an Stelle eines bisher einfachen Kanals hie und da deren zwei erblickte, die parallel nebeneinander herliefen und von denen dann nach einer gewissen, oft sehr kurzen Zeit



Dieselbe Region drei Tage später.

der eine ebenso plötzlich, wie er aufgetaucht war, wieder spurlos verschwand. Andere Forscher konnten bald seine anfangs vielfach angezeigte Wahrnehmung bestätigen, und dem einen und dem anderen Beobachter war es sogar beschieden, die Veränderungen gewissermaßen unter seinen Augen sich entwickeln zu sehen.

An Erklärungsversuchen verschiedener Art hat es nicht gefehlt. Während die einen hierin eine durch eigenartige Strahlenbrechung bewirkte Gesichtstäu-



Dieselbe Region zwei Tage später bei dichtem Marsnebel.



Die Region des Mare Sirenum bei klarem Marswetter.

schung des Beobachters erblickten, verfliegen sich andere, die durchaus an der Annahme einer künstlichen Entstehung der Marskanäle festhalten wollten, bis zu der kühnen Vermutung, daß die rührigen Planetenbewohner neben jedem Hauptkanal noch einen parallel

laufenden Nebenkanal angelegt hätten, um bei großem Zuflusse, zum Beispiel zur Zeit der Schneeschmelze an den Polen, eine Überschwemmung des festen Landes zu verhüten. Diese Nebenkanäle aber könnten für uns natürlich nur dann sichtbar in die Erscheinung treten, wenn sie mit Wasser gefüllt wären. Die Erklärung ist ja an sich recht beslechend und in hohem Maße danach angetan, unsere Achtung vor den Kanalbauern auf dem Nachbarplaneten zu erhöhen; aber abgesehen davon, daß sie ganz und gar nicht zu der planlosen Unregelmäßigkeit stimmen will, mit der die vermeintlichen Nebenkanäle auftreten und wieder verschwinden, kann sie einer wissenschaftlichen Kritik auch aus vielen anderen Gründen nicht völlig standhalten.

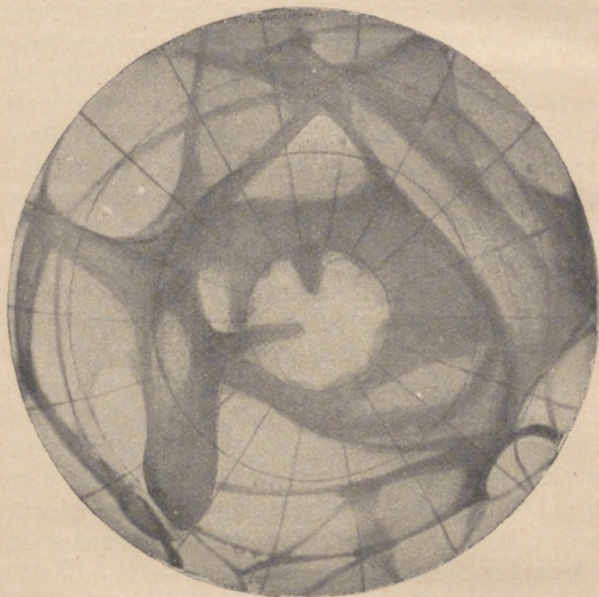
Freilich ist es der astronomischen Wissenschaft bisher auch nicht gelungen, sie durch eine bessere, vollkommen einwandfreie Deutung zu ersetzen. Deshalb wird auch der Abbé Moreux in den Kreisen seiner Fachgenossen manchem Zweifel und Widerspruch begegnen, wenn er annimmt, daß die vermeintlichen Doppelkanäle nichts anderes seien als die durch einen breiten Pflanzenstreifen dem irdischen Auge sichtbar gemachten Ränder eines und desselben Taleinschnittes, dessen Sohle durch einen der vorerwähnten undurchsichtigen Marsnebel dem Blick entzogen wird. Immerhin ist es aber empfehlenswert, dieser neuen Theorie eine ernsthafte Beachtung zu schenken, namentlich solange sie nicht durch eine bessere ersetzt wird.

Wie weit im großen und ganzen die Meinungen der Gelehrten zurzeit noch auseinandergehen, und mit welcher Zuversicht andere bedeutende Astronomen an der bisherigen Theorie von dem flüssigen Inhalt der Marskanäle festhalten, beweist der kürzlich veröffentlichte Bericht des amerikanischen Marsspezialisten

Lowell über seine neuesten Beobachtungen an dem Planeten. Sie wurden während der vorjährigen Marsnähe vorgenommen, bei der uns der Planet nicht wie im Jahre 1905 seine nördliche Halbkugel (siehe die Abbildung auf Seite 206, der zum Vergleiche ein Bild der nördlichen Erdhemisphäre gegenübergestellt ist), sondern die südliche zugekehrte. Das bedeutendste Ergebnis war nach Lowell die ungewöhnlich gut zu beobachtende Schneeschmelze an der Südpolarhaube des Mars. Innerhalb dreier Monate schrumpfte die glänzende weiße Haube um etwa zwanzig Marsbreitengrade — vom vierzigsten bis auf den sechzigsten — zusammen, und dabei war sie von einem schwarzen Gürtel umgeben, der sich gleichzeitig mit ihr zurückzog. Kein anderer Stoff als schmelzender Schnee kann nach der Überzeugung des genannten Astronomen eine solche Veränderung bewirken. Außerdem sind noch schwarze Linien bemerkt worden, die vom Rand der Haube aus an der Scheibe des Planeten hinunterlaufen und mit den äußersten Südkanälen in Verbindung stehen. Diese Striche sehen am dunkelsten in der Nähe der Haube aus, wo sie ihre Quelle haben. Lowell erblickt darin einen besonderen Beweis für die Richtigkeit der Theorie, daß die Marskanäle ihr Wasser von dem schmelzenden Schnee der Polarregionen beziehen.

Die neuen photographischen Aufnahmen des Planeten durch Lowell sollen diesmal bei weitem besser gelungen sein als bei der früheren Marsnähe. Die erwähnten schwarzen Striche und die Kanäle treten auf ihnen mit einer alle Erwartungen übertreffenden Genauigkeit hervor. Mehr als zwanzig von ihnen, die der photographischen Platte wie auch dem Auge durch das Fernrohr als getrennte Objekte erscheinen, sind bereits in Karten eingetragen worden.

Von einer jeden Zweifel ausschließenden Gewißheit über die Beschaffenheit unseres Nachbarplaneten und über die Art der atmosphärischen und meteorologischen Vorgänge, die sich auf ihm vollziehen, sind wir also zur Stunde noch ziemlich weit entfernt. Im allgemeinen



Nördliche Halbkugel des Mars.

aber fühlen wir uns doch sehr geneigt, dem Abbé Moreux zuzustimmen, wenn er auf Grund seiner wissenschaftlichen Anschauungen folgendes Bild entwerfen zu dürfen glaubt: Alles in allem bietet uns der Mars ein Bild dar, wie es unsere Erde nach Verlauf von etlichen Millionen Jahren zeigen wird. Die

Atmosphäre auf ihm ist zum großen Teil in Gestein festgelegt worden. Die Quecksilbersäule des Barometers steigt daher nur noch bis zu einer Höhe von kaum zwanzig Zentimeter. Die Ozeane sind ausgetrocknet. Wir haben das Wüstenklima in seiner



Nördliche Halbkugel der Erde.

schredlichsten Gestalt: ungeheure Temperaturschwankungen von äußerster Schroffheit des Überganges, einen kahlen, steinigen Boden und einen kläglich verkümmerten Pflanzenwuchs, der sich nur noch in den Taleinschnitten in einer artenarmen Flora erhalten hat.

Ob die beseeelten Wesen, die diesen Himmelskörper

einst bewohnt haben mögen, den Schrecknissen eines solchen Klimas zu widerstehen vermochten, wer könnte es bejahen oder verneinen?

Unbedenklich aber dürfen wir das aussprechen, daß wir irdischen Menschen nirgends übler daran sein würden als auf unserem Nachbarplaneten, und daß wir selbst den allerunglücklichsten Erdbewohnern nicht dazu raten möchten, unser „irdisches Jammertal“ mit einem Wohnsitz auf den wüsten, eisigen Gefilden des schönen, rotglänzenden Sternes zu vertauschen, der schon manchem poetisch angehauchten Gemüt ein Gegenstand phantastischer Sehnsucht gewesen sein dürfte.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Was in einem „Wolkenkratzer“ passieren kann. — Frau Elly Brown war seit drei Wochen die glückliche Gattin des jungen Advokaten William Brown, und eines schönen Nachmittags ging sie aus, um ihren geliebten Bill in seinem Geschäftszimmer abzuholen. Dieses Zimmer lag im siebenundzwanzigsten Stock eines himmelanstrebenden „Wolkenkratzers“ in Minneapolis. Sie nahm natürlich den Fahrstuhl, um in die lustige Höhe hinaufzufahren. William Brown aber war zu ungeduldig gewesen und war seiner Elly bereits entgegengeeilt. Er stand, als sie das Haus betrat, gerade auf der anderen Seite der Straße, wo er auf sie wartete. Er eilte nun hinüber und bestieg den nächsten Fahrstuhl, um ihr zu folgen. Als er oben in seinem Kontor anlangte, sagte man ihm, daß seine Frau zwar dagewesen, soeben aber wieder hinabgefahren sei, da sie ihn nicht vorgefunden habe.

In der Tat war die Frau unten schon wieder angekommen, als der Beamte am Fahrstuhl sie bedeutete, daß ihr Mann soeben hinaufgefahren sei und sie suche. So fuhr sie denn zum zweiten Male hinauf.

Ein paar Sekunden später war der Mann unten und fragte den Fahrstuhlbeamten: „Haben Sie meine Frau gesehen?“

„Ja, die Dame ist soeben wieder hinauf,“ lautete die Antwort.

Nun fuhr er auch wieder hinauf und war eben verschwunden, als seine Frau wieder herunterkam.

„Ihr Mann ist gerade wieder hinauf,“ sagte der Beamte.

„Ich denke, daß er mich jetzt oben erwarten wird. Es ist wohl das Beste, ich fahre auch wieder hinauf.“

Einen Augenblick später kam der Mann herab, sah sich nach allen Seiten um und fragte: „Ist meine Frau nicht heruntergekommen?“

„O ja, sie ist aber wieder hinauf, da sie glaubte, daß Sie oben auf sie warten würden.“

„Gut, so will ich sie nun hier erwarten.“

So wartete er denn etwa zehn Minuten, dann verlor er die Geduld und fuhr wieder hinauf. Seine Frau aber hatte oben ebenso lange auf ihn gewartet, und kam herunter, während er hinauffuhr.

In der Vorhalle stehend wartete sie nun mehrere Minuten. Dann beschloß sie, ihn nochmals oben zu suchen. Kaum war sie jedoch abgefahren, als ihr Mann mit dem anderen Fahrstuhl wieder herunterkam.

„Ihre Frau ist soeben hinauf,“ meldete der Beamte.

Der Mann machte im stillen seinem Unmut in einigen Verwünschungen Luft und schickte sich eben an, das beherrzte Haus zu verlassen, als er in der Tür seinen Entschluß änderte und mit dem nächsten Fahrstuhl noch einmal hinauffuhr. Noch in derselben Minute erschien die Frau wieder unten.

„Er ist wieder hinauf,“ sagte der Beamte, ihren müden, fragenden Blick beantwortend.

„Da ist's doch wohl das Beste, daß ich wieder hinaufgehe und ihn zu treffen suche,“ äußerte sie.

Sie hinauf — er herunter.

„Ist gerade hinauf,“ lautete die geschäftsmäßige Meldung des Beamten.

Aber endlich war William der Sache müde. „Ich lasse mich eher hängen, als daß ich noch einmal hinauffahre,“ versicherte er. „Ich werde sie jetzt hier erwarten.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf die Treppenstufe.

Eine halbe Stunde später saß er noch da, ebenso wie seine Frau, fest entschlossen, ihn oben zu erwarten, im siebenundzwanzigsten Stockwerk saß. Ob sie je einander wiederfinden werden, ist zweifelhaft.

B. C.

Neue Erfindungen. I. Ein neuer Schirm, der „Giebelschirm“ (Patent Seeger). — Eine Neuheit, welche namentlich auf dem Lande und im Gebirge bald vielfach zur Verwendung kommen dürfte, ist der Giebelschirm, hergestellt von der Firma Ludwig Seeger in Feldkirch (Vorarlberg). Diese Schirme werden auf den Schultern getragen und durch Riemen oder Gummibänder, die unter den Achseln durchgeführt werden, festgespannt. Ein derartiger Schirm läßt die Arme und Hände völlig frei und

schützt so zum Beispiel Feldarbeiter gegen Sonnenglut und Regen; Bergsteiger und Touristen können beide Hände gebrauchen, im Freien beschäftigte Techniker, Maler, Vermessungsbeamte und Jäger,



Bergsteiger mit Giebelschirm.

Fischer und so weiter haben die Hände frei zur Ausübung ihres Berufes. Auch für Sportzwecke ist der neue Giebelschirm recht geeignet, namentlich für Radfahrer, Lawn-Tennispieler und für alle diejenigen, die zur Erholung das Seebad besuchen, ein

Buch lesen wollen und doch stets geschützt sein wollen, ohne die Hände für den dazu nötigen Schirm benutzen zu müssen. Die Befestigungsweise am Körper ist eine ausgezeichnete, der Wind



Dame mit Giebelschirm.

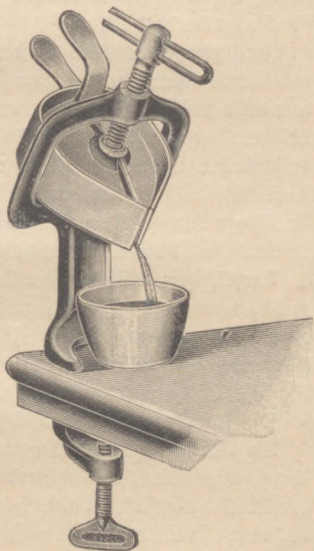
trägt den Schirm nicht fort, sondern streicht durch den Giebelschirm hindurch, ein Vorteil, der bei heftigen, plötzlichen Windstößen sehr zur Geltung kommen wird. Der neue Schirm vereinigt bei mäßigem Preis die Vorzüge größter Leichtigkeit und Einfachheit

in Konstruktion und Handhabung, großer Schutzfläche und völliger Zusammenklappbarkeit, sowie schließlich angenehmer und zuverlässiger Tragart.

II. Saftpresse „Schnelleicht“. Diese neue Presse zur Herstellung des Saftes aus Fleisch oder Früchten übertrifft die Pressen anderer Konstruktionen ganz erheblich, weil der Saft von der geeigneten Pfanne schnell und vollständig durch den Schlitz an dem engeren Ende abläuft; der Austritt des Saftes wird nicht gehindert durch Siebe oder durchlochete Bleche, auch wird der Saft durch den Rückstand nicht wieder angesaugt, wie es bei Pressen verschiedener Bauart der Fall ist. Die Metallwarenfabrik Julius Hommeltenberg in Hagen (Westfalen) fertigt diese Presse aus schmiedbarem Eisen, die Schraube ist aus Stahl, sämtliche Teile sind leicht austauschbar, Ständer und Rahmen lackiert, verzinkt oder vernickelt, Schale und Deckel verzinkt oder aus Aluminium. Die Saftpresse „Schnelleicht“ eignet sich für jeden Haushalt, da sie zur Herstellung von Fleischsaft und Saft aus frischen Beeren und Früchten geradezu unentbehrlich ist. Unsere Abbildung zeigt, wie praktisch die Presse gebaut ist: einfach und solide, der gedungenen kurzen Bau gestattet bequeme Handhabung, sie ist haltbarer wie andere Erzeugnisse, sie liefert bedeutend mehr Saft in viel kürzerer Zeit wie andere Pressen und ist bedeutend billiger.

P. R.

Die rettende Tazhenuhr. — Die französische Kommune war niedergeworfen. Viele Kämpfer waren auf den Barrikaden ge-



Saftpresse „Schnelleicht“.

fangen genommen und wurden auf der Stelle standrechtlich erschossen; man stellte sie mit dem Gesicht gegen eine Mauer und streckte sie so nieder. Auch ein Knabe in noch schulpflichtigem Alter war auf der Barrikade neben dem älteren Bruder tätig gewesen, und, statt ihm für den kindischen Streich ein paar Ohrfeigen zu geben, wurde er mit in die Reihe an die Mauer gestellt, um erschossen zu werden.

Im letzten Augenblicke wendet sich der Knabe um und spricht zum kommandierenden Offizier: „Herr Kapitän, vor einigen Tagen war mein zwölfter Geburtstag, und da hat mir meine Mutter diese Taschenuhr geschenkt, die ein Andenken meines vor einem Jahre verstorbenen Vaters ist. Meiner Mutter Herz hängt an diesem Andenken; deshalb erlauben Sie mir, meiner Mutter noch schnell die Uhr zu bringen, sie wohnt gleich hier in der Nähe, und ich bin in wenigen Minuten wieder zurück.“

Der Offizier willfahrte der Bitte gern, denn er hatte Mitleid mit dem jungen Blut, und sagte zu ihm: „Dann gehe, beeile dich aber, daß du bald zurück bist!“ Und der Knabe, mit der Uhr in der Hand, lief so schnell er laufen konnte.

Der Offizier sah ihm nach und dachte: „Der ist in Sicherheit!“ Dann nahm die traurige Füßillade ihren Anfang.

Die Blutarbeit war bald getan, und die Soldaten standen im Begriff abzurücken, da keuchte der Knabe, der inzwischen die Uhr der Mutter abgeliefert hatte, hastigen Laufes und atemlos heran und rief: „Herr Kapitän, hier bin ich wieder! Ich habe der Mutter die Uhr gebracht, ich hab's ihr aber nicht gesagt, daß Sie mich erschießen müssen!“

Da entgegnete der Kapitän: „Dummer Junge, glaubst du, daß wir deinetwegen noch einmal anfangen? Mach, daß du heimkommst!“

Und er marschierte mit seinen Leuten ab. C. T.

Die Furcht vor Fledermäusen. — Die Fledermaus mag ein häßliches und übelriechendes Tier sein, aber ein schädliches Tier ist sie nicht, vielmehr ein sehr nützliches, denn sie lebt nur von Insekten. Es ist ein Märchen, daß sie den Landleuten in die Schornsteine und Fleischkammern dringe und das dort aufgehängte gedörrte Fleisch benage. Von diesem Volksaberglauben rührt auch ihr

Name „Speckmaus“ her. Früher hielt man die Tierchen sogar für giftig, dem, dessen Kopf ein *s* berühre, sollte es unheilbaren Ausschlag bringen und die Eigenschaft besitzen, alle Hände, die es angreifen, auf der inneren Fläche mit einem Pelz dichter grauer Haare zu bedecken.

Noch vor etwa hundertfünfzig Jahren war die Furcht vor den harmlosen Tierchen allgemein verbreitet, wie das folgende Beispiel dartut.

Es war zur Zeit der Perücken. Niemand, der für einen Mann von Stand gelten wollte, hätte sein eigenes Haar getragen, man trug lieber fremdes, oder Berg oder Wolle, und zwar pfundweise, auf dem Kopfe. An einem der kleinen, nunmehr ausgestorbenen Höfe bestand die Hauptbelustigung im Aufführen von französischen Theaterstücken. Zu dem Zwecke war in der geräumigen Halle des ehemaligen Zeughauses eine Bühne aufgeschlagen, deren Lichterglanz freilich mit dem Dunkel der anstoßenden offenen Seitenhallen einen gewaltigen Abstand bildete.

Es war ein schöner lauer Sommerabend. Durch die hohen offenen Pforten ergossen sich die Blumendüfte des anstoßenden fürstlichen Gartens in die geschmückten Räume, in welchen eine gepukte Gesellschaft vor den Lampen saß. Der buntbemalte Vorhang ging in die Höhe, und das Stück begann. Doch bald ward es von einem markdurchbringenden Schrei unterbrochen. Prinzessin Pauline, die im Stück mitwirken sollte, stürzte auf die Bühne, die höchste Angst in allen Mienen, und rasend, sinnlos schreiend sprang sie hinab in den Orchesterraum. Sie fiel auf eines der hohen Notenpulte, und dieses brach unter ihr zusammen. Alles eilte zur Hilfe herbei. Man hob die Unglückliche auf. Sie kam zu sich, schrie aber sogleich wieder um Hilfe und versiel in gräßliche Zudungen.

Und was war die Ursache? Eine Fledermaus, die sich in den gelockten, gepuderten, hochaufgetürmten Haaren der Prinzessin gefangen hatte. Man entfernte das Tier. Als die Ärzte die Prinzessin untersuchten, fanden sie, daß diese eine Rippe und beide Füße gebrochen hatte. Das arme, kaum sechzehnjährige Mädchen ward zwar geheilt, blieb aber schief und mußte an Krücken gehen.

Am Tag nach diesem Unglück verkündete der Ausrufer mit der

Schelle in der ganzen Stadt die landesherrliche Verordnung, daß „den Untertanen aufgegeben sei, von nun an die gemeinschädlichen, insbesondere böshafsten und widerwärtigen Gifttiere, so man Speckmäuse nennet, allenthalben zu vertilgen, und daß für ein eingeliefertes Duzend dieser höllischen Kreaturen auf hochfürstlicher Rentkanzlei ein Albus Silber ausbezahlt würde“.

Eine allgemeine Jagd auf die unschuldigen Tierken begann; man durchstöberte namentlich alte dunkle Gebäude mit Laternen, zündete Bergbüschel auf langen Stangen an und brannte die geheßten Tiere vom Gebälke herunter. Eines Tages brach dabei Feuer aus, welches elf Häuser und neunzehn Scheunen verzehrte — alles wegen einer kleinen harmlosen Fledermaus! C. T.

Liebesopfer. — Die Geschichte von der Tochter des amerikanischen Millionärs, die von ihrem Vater enterbt wurde, weil sie einen umherziehenden Artisten geheiratet hatte, der jetzt in einem englischen Zirkus allabendlich auftritt, erinnert an mehrere andere Fälle, in denen Mädchen ein Leben in den luxuriösesten Verhältnissen und riesige Vermögen geopfert haben, um mit dem Manne ihrer Wahl die bitterste Armut zu teilen.

Vor nicht langer Zeit trogte eine italienische Prinzessin dem Zorne ihrer Familie und ging mit einem Schauspieler durch, der sie schon nach wenigen Monaten in Paris verließ; sie wurde eines Nachts, mittellos in den Straßen umherirrend, aufgefunden. Die Tochter eines Bostoner Millionärs verband ihr Leben mit dem ihres Reitlehrers, und das einzige Kind eines der reichsten Männer Chicagos heiratete einen Bedienten, der sie auf ihren täglichen Ausfahrten zu begleiten hatte.

Doch keine Romanheldin hat je dem geliebten Manne größere Opfer gebracht als Oliva H., die Tochter eines amerikanischen Kröfus, die jetzt in London lebt. Vor mehreren Jahren, als sie und ihr Vater eine Reise durch Europa unternahmen, begegnete sie in der Schweiz einem jungen englischen Maler. Zum großen Ärger des Vaters, der etwas stolzere Pläne mit seiner Tochter im Sinne hatte, verliebten sich die jungen Leute ineinander und schworen sich ewige Treue. Als Oliva ihrem Vater ihre Verlobung mittheilte, wurde er wild, versagte einem „solchen Blödsinn“ seine Zustimmung und reiste mit seiner Tochter nach New York zurück. Fast ein Jahr

später hörte Oliva, daß sich der Maler schwer krank und fast ganz verlassen in London befinde. Da das tapfere Mädchen den Widerstand ihres Vaters fürchtete, so reiste sie ohne sein Wissen mit dem nächsten Dampfer nach England, suchte dort den Geliebten auf und pflegte ihn während seiner langen Krankheit. Sobald er genügend wiederhergestellt war, heirateten die jungen Leute, und da die Gesundheit ihres Gatten zu stark erschüttert war, als daß er seinem Beruf hätte weiter nachgehen können, so erwirbt jetzt die Tochter des Millionärs, der sie natürlich enterbt hat, als Maschinenschreiberin das dürftige Einkommen, das zu ihrem Lebensunterhalt dient.

Vor kurzer Zeit verliebte sich die Tochter eines der vornehmsten englischen Lords in ihren Kutscher. Eines Tages verschwand der Bursche mit seiner jungen Herrin, und bald darauf hörte man, daß das junge Paar getraut worden war und in einer Vorstadt von London lebte. Der Gatte verdient den Lebensunterhalt als Droschkenkutscher, und die vornehme junge Dame macht ihre Hausarbeit allein, ohne daß sie den verlorren Luxus und die hohe Stellung, die sie aufgegeben, bisher bedauert hat.

Eine hübsche Geschichte von der Beständigkeit eines Liebespaares kommt aus Amerika. Der Sohn eines der Multimillionäre von New York verliebte sich leidenschaftlich in ein junges Mädchen von bescheidenem Herkommen, die er ohne Erlaubnis seines Vaters heiratete. Der Vater verbot jetzt dem Sohn sein Haus und hieß ihn für den Unterhalt seiner Frau selbst, so gut er könne, sorgen, ein Befehl, leichter gegeben als ausgeführt. Doch die Liebe triumphiert ja so oft über zornige Väter. Das junge Paar entdeckte einen verlassenen Eisenbahnwagen auf einem unbebauten Grundstück, den sie mit dem notwendigsten Hausrat ausstatteten und in dem sie dann ihr Heim aufschlugen. Dann sandten sie Einladungen an ihre gesamten Freunde, sie zu besuchen. Sie machten ihren Zustand dermaßen zum öffentlichen Gesprächsthema, daß sich der Vater, theils aus Scham, theils getroffen von dem Humor der Sache, schließlich veranlaßt sah, seinem Sohn eine Rente auszusetzen, von der er mit seiner Frau zu leben vermochte. M. N.

Schlagerfertig. — Im Jahre 1803 ging in besonderer Mission seitens des Kantons Waadt ein Mann namens Murray nach Paris,

der, nichts weniger denn ein Adonis, in seiner schweizerischen Heimat seiner Intelligenz und seines schlagfertigen Witzes wegen allgemein bekannt war. Bei einer vornehmen Abendgesellschaft entschlüpften nach der Vorstellung des häßlichen Schweizers einer vornehmen Pariser Dame, deren Lenzesblüte längst entschwunden, die halbblaut gesprochenen, aber von dem schweizerischen Delegaten dennoch vernommenen Worte: „Pfui, das ist ja der reinste Werwolf!“ worauf der Waadtländer mit einer weltmännischen Verbeugung der Dame sofort erwiderte: „Keine Furcht, gnädige Frau, ich fresse nur frisches Fleisch.“

Von dieser Zeit an sollen ungezogene Äußerungen über das häßliche Äußere des Schweizers in den Pariser Salons nicht mehr gefallen sein. —ist.

Die portugiesische Dynastie Braganza — In Portugal herrschen gegenwärtig recht unerquickliche politische Zustände, und es wird behauptet, daß eine Partei im stillen einen Thronwechsel anstrebe, wobei Dom Miguel, Herzog von Braganza als Thronfolger ins Auge gefaßt sei. Allerdings besteht schon seit einiger Zeit zwischen König Carlos I. und dem portugiesischen Parlament ein gespanntes Verhältnis, aber daß es darüber zum Bürgerkrieg kommen könnte zu Gunsten Dom Miguels, dessen Vater seinerzeit auf die portugiesische Krone in aller Form verzichtete, ist wohl kaum ernstlich zu befürchten. Die alte portugiesische Dynastie Braganza hatte von 1640 an den lusitanischen Thron inne. 1807 sah sich König Johann VI. beim Anmarsch der Truppen Napoleons veranlaßt, unter englischer Bedeckung mit seiner Familie nach Brasilien zu fliehen, das damals noch eine portugiesische Kolonie war. Napoleon erklärte darauf, das Haus Braganza habe durch seine Flucht dem Thron entsagt. Nach dem Sturze Napoleons fiel jedoch dem König Johann der angestammte Thron wieder zu, doch führte er die Regierung des Mutterhauses in Brasilien, bis er 1821 nach Lissabon zurückkehrte. Sein ältester Sohn, Dom Pedro, wurde im Jahre darauf nach der Losreißung Brasiliens von Portugal zum Kaiser von Brasilien gewählt. Da er zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria auf die portugiesische Krone verzichtet hatte, so wurde diese, als König Johann 1826 starb, trotzdem sie erst 7 Jahre alt war, dessen Nachfolgerin. Aus der Ehe dieser Königin mit dem



Dom Miguel Herzog von Braganza mit seinen Söhnen.

Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg stammt der heutige König von Portugal, Carlos I., der nunmehr 44 Jahre zählt. Dagegen ist der Stammvater des heutigen Herzogs Dom Miguel von Bra-

ganza, der auf Schloß Siebenstein in Niederösterreich mit dem Range eines österreichischen Husarenobersten residiert, der jüngere Bruder jenes Pedro. Auch er hieß Miguel. Nach Pedros Wunsch sollte er sich zur gegebenen Zeit mit der Königin Maria vermählen. Dom Miguel aber riß gegen die Abrede die Regentschaft an sich und ließ sich nach Niederwerfung der inzwischen ausgebrochenen Revolution (1828) zum König ausrufen. Er blieb es, bis der Ausgang eines neuen Bürgerkriegs, in dem sein Bruder Pedro, der aus Brasilien heimgekehrt war, die Rechte Marias vertrat, 1834 ihn zwang, gegen ein Jahresgehalt von 375,000 Franken auf die Krone zu verzichten und sich ins Ausland zu begeben. Sein Sohn Dom Miguel ist in Oesterreich eine besonders auch in Sportskreisen bekannte Persönlichkeit. Er hat sich zweimal vermählt: 1877 mit der Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis und 1893 mit Prinzessin Theresie zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Aus der ersten Ehe sind drei, aus der zweiten fünf Kinder hervorgegangen. J. P.

Gegenseitige Überraschung. — In den Pariser Theatern hat der Theaterarzt die Verpflichtung, jeden Abend in der Vorstellung zu erscheinen. Hat er daselbe Stück schon viele Male gesehen, langweilt er sich natürlich und zieht es vor, seinen Sitz auch einmal an einen Freund abzutreten.

So erhielt ein sehr bekannter Schriftsteller einst als junger Mann von einem befreundeten Arzt die Verfügung über seinen Platz. Während des ersten Aktes eilte der Inspezierer plötzlich zu ihm, denn die Heldin hatte einen nervösen Anfall bekommen und bedurfte ärztlichen Beistandes.

Der junge Journalist folgte ihm hinter die Kulissen. Im Ankleidezimmer der Schauspielerin fand er den Direktor, dessen Gesichtszüge von der Angst um die aufs Spiel gesetzte Vorstellung verzerrt waren, während die Künstlerin selbst die Hände rang und ein schmerzliches Wimmern ertönen ließ.

„Schnell, Doktor, schnell! Was fehlt ihr denn nur?“ rief der Direktor aufgeregt.

Der Schriftsteller wurde rot vor Verlegenheit und meinte dann: „Hm! Wir wollen sehen.“

Er ergriff die Hand der Kranken und versuchte, ihr den Puls zu fühlen.

Diese wimmerte immer stärker und wand sich wie eine Schlange.
 „Haben Sie Kölnisches Wasser?“ fragte der Pseudodoktor den Direktor.

„Ja.“

„Dann lassen Sie sie riechen.“

Der Direktor stürzte davon, und der Journalist war mit seiner Patientin allein.

Plötzlich schlug diese die Augen auf und lächelte. „Doktor,“ sagte sie, „Sie sind doch ein guter Kerl, nicht wahr?“

„Ich hoffe,“ antwortete dieser.

„Also, passen Sie auf! Mir fehlt nämlich gar nichts. Das hätten Sie ja auch bald selbst gefunden. Ich möchte aber ein paar Tage frei haben. Das sollen Sie vermitteln!“

„Schön!“ erwiderte der Journalist vergnügt. „Aber ich hoffe, Sie sind auch ein guter Kerl. Ich bin nämlich gar kein Arzt, ich kam nur auf des Doktors Billett herein. Werden Sie durch mein Mittel gesund, so sollen Sie Ihren Urlaub haben.“

In diesem Augenblick erschien der Direktor, eine Flasche Kölnisches Wasser in der Hand.

Die Schauspielerin roch, war sofort vollkommen wiederhergestellt und konnte ohne Gefahr auftreten. Doch bestand der „Doktor“ darauf, sie müsse einige Tage Urlaub haben, den der glückliche Direktor denn auch sofort bewilligte. M. N.

Die Wälder in den deutschen Kolonien. — Daß dereinst die Ausfuhr der Edelhölzer aus den deutschen Kolonien einen hochwichtigen Einfluß auf deren Rentabilität üben wird, kann keinem Zweifel unterliegen, ganz abgesehen davon, daß die deutsche Kuchholzerzeugung für das Mutterland längst nicht mehr ausreicht. Umfang, Wert und wirtschaftliche Bedeutung des Waldes sind aber in den sechs deutschen Schutzgebieten sehr verschieden.

In Deutsch-Ostafrika spielt das Mangrovenholz als Brenn-, Bau- und Bretterholz die wichtigste Rolle, das schon in früheren Zeiten nach Sansibar, Arabien und Indien ausgeführt wurde. Seit 1898 führt eine deutsche Gesellschaft geschnittene Mangrovenhölzer aus, welche sie auf einer eigenen Sägemühle im Rufiy'delta herstellt. Neuerdings bringt eine deutsche Firma auch Ebenholz und Zedernholz nach Deutschland. Der Holzreichtum im

Inneren kann wegen des Mangels an Verkehrsmitteln nicht ausgenützt werden. Die Forstreservatsfläche beträgt etwa zehn Prozent der neunhundertfünzigtausend Hektar haltenden Landesfläche, mithin rund einhunderttausend Hektar, die zurzeit von zwei Oberbeamten und sechs Förstern bewirtschaftet werden. Zur planmäßigen Aufforstung gelangen Mangrove, Teakholz (tropische Eiche), Gerberakazie, Kampfer- und Kautschukbäume. Die Neuaufforstung ist nur in Verbindung mit landwirtschaftlichem Zwischenfruchtbau möglich, der aber leider durch Affen, Stachel- und Wildschweine sehr leidet. Die Arbeiterverhältnisse sind schwierig. Bei Bearbeitung schwerer Böden und beim Holzfällen versagen die Eingeborenen gänzlich.

In Kamerun wird die Küste von einem bis zu dreihundert Kilometer breiten Urwaldgürtel umfaßt, der bedeutenden Reichtum an wertvollen Nutzholzern aufweist, ganz besonders Gummibäume und Palmen, die nur der Schaffung moderner Verkehrsmittel harren, um dem Weltmarkt zugeführt zu werden. An einer systematischen Nachzucht der Gummibäume, die dem Raubbau stark unterliegen, fehlt es bisher. Eine eigentliche Forstverwaltung ist bis jetzt nicht vorhanden, es soll jedoch in Kürze eine solche vom Reiche eingesetzt werden. Die Hauptausfuhr besteht in Kautschuk, die im Jahr 1905 einen Wert von vier Millionen Mark betrug.

In Togo ist die dringend nötige systematische Aufforstung angebahnt. Ein Anfang mit Teak- und Kautschukpflanzungen ist gemacht. Die Ausfuhr an Kautschuk beträgt zurzeit über eine Million Mark, die auf das Mehrfache gesteigert werden kann.

In Südwestafrika ist zurzeit an eine Ausfuhr nicht zu denken, dagegen betrug die Holzeinfuhr fast eineinhalb Millionen Mark. Die Forstkultur hat hier mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zunächst gilt es, Holzarten ausfindig zu machen, die sowohl gegen Dürre als auch gegen häufig auftretende Fröste unempfindlich sind. Es haben daher die dortigen Forst- und Versuchsgärten höchste Bedeutung. An den fünf bestehenden Forstgärten werden zurzeit fünf deutsche Forstgärtner und achtundvierzig eingeborene Arbeiter ständig beschäftigt. Man schenkt zunächst der Aufforstung der Hochebenen und Quellengebiete der Flüsse die größte Aufmerksamkeit und pflanzt dort *Ailanthus glandulosa*,

Cypressus sempervirens, Acacia Giraffae und verschiedene Eufalyptusarten.

In Neu-Guinea mit den Marianen, Karolinen- und Marschallinseln werden in der Hauptsache Kautschukbäume und Kokospalmen kultiviert. Ein großer Teil dieser Gebiete ist jedoch mit schönem, dichtem Urwald von Bambus, Mangroven, Calophyllum und so weiter bedeckt. Es handelt sich daher dort zunächst um die Verwertung der reichlich vorhandenen Edelhölzer, für die es bisher an Absatz fehlt. In diesen Gebieten haben übrigens alle Baumkulturen unter den Taifunstürmen schwer zu leiden.

Vollständig anders liegen natürlich die Verhältnisse in Kiautschou. Hier begann man 1898 mit der Aufforstung hauptsächlich zur Verbesserung der Wasserversorgung Tsingtau und zur Verhinderung der Versandung von Hafen und Reede. Die Berge sind zwar mit Kiefern bestanden, die Ausnutzung auf Brennmaterial ist aber eine derart maßlose, daß fortwährend Bodenabschwemmungen stattfinden. Dies zu verhindern, müssen die Berghänge teilweise mit wagrechten Feldsteindämmen und Staudämmen gesperrt werden. Auch die Beschaffung des Kulturmaterials ist kostspielig, sie erfolgt meist aus Japan und besteht in der Hauptsache aus Edelkastanien, japanischen Kryptomerien, Zypressen und Kiefern. Neuerdings jedoch bezieht man auch Pflanzen aus Deutschland. Die Aufforstungen beschränken sich wegen der hohen Kosten in der Hauptsache auf die Quellgebiete der Bäche.

C. B.

Geheimnisvolle Hinrichtungen sind wiederholt vorgekommen, doch nicht immer sind die betreffenden Tatsachen so sicher festgestellt worden wie in den beiden folgenden Fällen.

Eines Nachts im Jahre 1743 wurde der in Rom als Wundarzt lebende Schotte Ogilvie, der an der Piazza di Spagna wohnte, aus dem Bette gerufen. Vor seinem Hause hielt ein geschlossener Wagen, und als Ogilvie nach der Tür ging, fand er dort zwei maskierte Männer auf ihn warten, die ihn ersuchten, ihnen sogleich zu folgen und nicht zu vergessen, seine chirurgischen Instrumente mitzunehmen. Er willigte, nichts Arges ahnend, ein und stieg in den Wagen. Kaum aber war dies geschehen, als ihm die beiden Ver-

mummten erklärten, daß er sich die Augen verbinden lassen müsse. Der Kranke, zu dem sie ihn bringen sollten, sei von hohem Range und sein Name müsse geheim bleiben. Der Arzt ließ sich auch das gefallen, da er glaubte, daß es sich um ein geheimes Duell handle. Nachdem man eine lange Weile kreuz und quer durch Straßen gefahren war, vermutlich, um den Arzt über die Lage und die Entfernung des Hauses, in das er geführt werden sollte, im unklaren zu lassen, hielt der Wagen endlich. Seine beiden Begleiter stiegen aus, nahmen ihn bei den Armen und führten ihn eine enge Treppe hinauf in ein Zimmer. Hier erst fiel seine Binde, und jetzt verkündete ihm auch einer der beiden Vermummten, weshalb man ihn habe rufen lassen. Er sei bestimmt, an einem Mädchen, das seine Familie entehrt habe, durch Öffnen der Adern die Hinzurichtung vorzunehmen. Dafür werde er reich belohnt werden.

Dgilvie weigerte sich zuerst sehr entschieden. Da man ihn aber mit dem Tode bedrohte, wenn er das ihm aufgetragene Werk der Rache nicht vollziehe, so willigte er schließlich ein, nachdem auch alle seine Bitten und Vorhaltungen von den beiden Vermummten theils ärgerlich, theils hohnlachend zurückgewiesen worden waren. Er begab sich auf das Geheiß seiner Entführer in das Nebenzimmer, wo ihn ein an einen Stuhl gefesseltes Mädchen von schöner Gestalt erwartete, deren Züge er jedoch nicht erkennen konnte, da sie mit einer Maske bedeckt waren. Eine Dienerin erschien und stellte ein Gefäß mit warmem Wasser vor das Mädchen hin, in das diese ihre Füße stellte. Dabei versicherte sie mit weicher, jugendlich klingender Stimme Dgilvie, daß sie sich mit ihrem Schicksal völlig ausgeföhnt habe. Sie habe es nicht besser verdient und wolle deshalb auch die über sie verhängte Strafe willig tragen. Verzeihung sei von denen, die das Urtheil gefällt hätten, ohnehin nicht zu erhoffen. Er möge deshalb so rasch als möglich ein Ende machen.

Nach einem langen Kampfe mit sich selbst, und da er kein Mittel sah, das Mädchen zu retten oder sich selbst der Ausföhrung der Bluttat zu entziehen, nahm Dgilvie seine Lanzette und öffnete dem Mädchen so rasch als möglich sämtliche Schlagadern. Sie endete schnell und ohne Schmerzen. Die beiden Vermummten überzeugten sich, daß sie tot war, und boten dann Dgilvie einen Beutel mit Goldstücken zum Lohne. Dgilvie lehnte jedoch ent-

schieden ab und bat, von dem grauenhaften Orte weggebracht zu werden. Man legte ihm daraufhin die Binde um die Augen und führte ihn die nämliche Treppe hinab zu seinem Wagen. Da die Treppe aber enge und finster war, gelang es Ogilvie, seine blutbefleckten Hände an der Wand abzurücken.

An seiner Haustür wieder angekommen, begleiteten ihn die beiden Männer hinauf in seine Wohnung und drohten ihm abermals mit dem Tode, wenn er es sich einfallen ließe, irgend jemand über die Ereignisse dieser Nacht etwas mitzuteilen. Dann fuhren sie davon. Ogilvie beschloß, trotz ihrer Drohungen Nachforschungen nach den beiden Vermummten anstellen zu lassen, um nicht Mitschuldiger eines solchen lichtscheuen Verbrechens zu bleiben. Es war immerhin mißlich, eine erhobene Anklage zu begründen, da er ja den Ort, an den er gebracht worden war, ebensowenig kannte als Name und Stand des ermordeten Mädchens. Ohne sich jedoch von dieser Erwägung abschrecken zu lassen, ging er zu dem Sekretär der apostolischen Kammer und meldete die einzelnen Umstände des Verbrechens mit der Bemerkung, daß, wofern die Regierung ihn schützen wolle, er sich getraue, das Haus aufzufinden und die Täter ans Licht zu ziehen.

Raum hatte der damalige Papst Benedikt XIV. die Nachricht von dem Verbrechen erhalten, als er Ogilvie, von einer Schar Scbirren begleitet, sich auf die Suche nach dem Hause der Mörder begeben ließ. Ogilvie schloß aus mehreren Umständen, daß sich der Mord in einem der vor den Mauern Roms gelegenen Landhäuser ereignet haben möge, und begann dort seine Nachforschungen.

Endlich hatte er auch Erfolg. In dem Landhause Giulio fand er die Spuren seiner blutigen Finger, und auch das Zimmer, in dem er das Mädchen getötet hatte, erkannte er wieder. Der Palast gehörte dem Herzog von Bracciano, und er und sein Bruder hatten den Mord begehen lassen. Die Ermordete war ihre eigene Schwester.

Sobald sie sich entdeckt sahen, flohen die beiden Brüder nach Neapel, wo sie der strafenden Gerechtigkeit leicht entgingen. Über dem Kamin in dem Zimmer, in dem der Mord begangen worden, wurde eine Kupferplatte angebracht, auf welcher die Tat genau

erzählt war. Diese Platte wurde den Fremden noch in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gezeigt.

Ein ganz ähnlicher Fall trug sich im Jahre 1726 zu. Der Straßburger Scharfrichter wurde noch lange Zeit nach der Eroberung der Stadt durch Ludwig XIV. auch jenseits des Rheins, also im Badenschen, in Schwaben und im Breisgau, zu Hinrichtungen gebraucht. Das ging so bis tief in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Im Jahre 1726 kamen einmal mitten in der Nacht einige Personen, augenscheinlich Knechte, zu dem Scharfrichter und verlangten, er solle sie sogleich hinüber nach Kehl begleiten, um einen Verbrecher von Stande hinzurichten. Dafür solle er reich belohnt werden. Insbefondere schärften sie ihm ein, das große zweischneidige Schwert mitzubringen, das er gewöhnlich bei Enthauptungen brauchte. Man fuhr in einem Wagen über die Rheinbrücke nach Kehl. Hier eröffnete man ihm, daß er eine beträchtliche Reise zu machen haben werde, deren Ziel ihm verborgen bleiben müsse, da die hinzurichtende Person von hohem Range sei. Man verband ihm, ähnlich wie im Falle Ogilvie, die Augen, und fort ging die Fahrt. Endlich kamen sie vor einem großen, von Wasser umgebenen Schlosse an. Die Zugbrücke ward niedergelassen, sie fuhren in den Hof. Nachdem der Scharfrichter eine geraume Zeit in dem Pförtnerhäuschen gewartet, wurde er in einen großen Saal geführt, wo ein schwarz behangenes Blutgerüst und darauf ein Stuhl stand. Bald darauf wurde von zwei Personen eine Frau in tiefer Trauer und ganz verschleiert in den Saal geführt. Nachdem sie sich gesetzt, band man ihr Hände und Füße mit Striden. Kein Wort erklang, kein Klagelaut wurde aus dem Munde des Opfers hörbar, auch widerstrebte sie nicht den sie fesselnden Leuten. Als nun alles zur Hinrichtung fertig war, ergriff der Straßburger Scharfrichter auf ein gegebenes Zeichen die Frau beim Schopfe und vollzog die Enthauptung. Nur einige Minuten ließ man ihn noch verweilen, dann ward er von den Personen, die ihn hingebracht hatten, wieder davongeführt und bei der Kehler Brücke abgesetzt. Er theilte sein Erlebnis dem Rat der Stadt mit und es ward auch in der Stadtchronik aufgezeichnet. Über die Person der Hingerichteten ist jedoch niemals etwas zu erfahren gewesen.

D. Th. St.

Kennzeichen falschen Geldes. — In einem kürzlich in London abgehaltenen Prozesse gegen einige Falschmünzer wurde von der Jury eine überaus einfache und praktische Methode angegeben, wodurch falsches Silbergeld sofort als solches erkannt werden könne. Der Obmann der Jury richtete nämlich im Verlaufe des Verfahrens an den Gerichtshof die folgende Ansprache: „Wenn die Behörden von dieser Versammlung von zwölf Geschäftsleuten, die das ganze Jahr über sehr viel mit Silbergeld zu tun haben, eine Anregung entgegennehmen wollten, so würde es klar werden, daß es einen sehr einfachen Weg gibt, falsche Silbermünzen ungefäemt als solche zu erkennen. Wenn man die betreffende verdächtige Münze zwischen Zeigefinger und Daumen der linken Hand nimmt und an einer in gleicher Lage mit der rechten Hand gehaltenen echten Münze am schmalen Rande reibt, der geriffelt ist, so wird das weiße Metall der falschen Münze sofort sich abreiben. Diese Probe kann überall mit Leichtigkeit gemacht werden, und wir, die heutige Jury, glauben, daß die Öffentlichkeit auf diese Prüfung aufmerksam gemacht werden sollte.“

Des weiteren fügte der Obmann hinzu, er habe im Laufe der Zeit an drei Finanzminister geschrieben und ihnen auf Grund dieser Erfahrung nahegelegt, keine Münzen prägen zu lassen, die so dünn sind, daß sie die zu dieser Probe unerläßliche Riffelung nicht zulassen.

Der Richter erklärte, nachdem er persönlich den Versuch gemacht hatte, er teile die Ansicht der Jury, daß diese populäre Prüfungsart falschen Geldes Gemeingut des Volkes zu werden verdiene.

D. v. B.

Der neueste Riesenkran. — Im Dienste der britischen Kriegsschiffarmierung ist seit kurzem ein hydraulischer Kran tätig, der als die großartigste Leistung auf diesem Gebiete bewundert wird. Unsere umstehende Abbildung zeigt ihn auf dem Kai der Maschinenfabrik von W. G. Armstrong, Whitworth & Comp. zu Elswick im Begriff, ein Geschützhaus von 102 Tonnen Gewicht an Bord des Schlachtschiffs „Nelson“ zu überführen. William George Armstrong, der Gründer der Maschinenfabrik, war auch der Erfinder des hydraulischen Krans. 1846 stellte der geniale Ingenieur das erste Hebezeug nach diesem System am Kai von Newcastle, seiner Geburts-



Der neue Kran auf dem Kai der Maschinenfabrik von W. G. Armstrong
zu Elswick.

stadt, auf. Es wurde dabei das Wasser der städtischen Wasserleitung benutzt, welches einen Druck von 60 Meter Wasserhöhe besaß. Das Druckwasser wurde mittels einer Schiebersteuerung in einen stehenden Zylinder geleitet, in welchem es von oben auf einen Kolben wirkt und denselben niederdrückt. Die Kolbenstange überträgt den Wasserdruck auf die Kette, und diese hebt die Last. Die Drehung des Krans erfolgte durch einen zweiten, liegenden Wasserzylinder, dessen Kolbenstange, in eine Zahnstange ausgehend, an ein Zahnrad am übrigen Krangerüst drückt und es nach einer oder der anderen Richtung dreht, je nachdem der Wasserdruck vor oder hinter den Kolben geleitet wird. Da diese Maschine aber durch die nötige Anlage eines 60 Meter hohen Wasserturms sehr kostspielig und mit mancherlei Unbequemlichkeiten im Betriebe verknüpft war, so suchte Armstrong sie zu verbessern, was ihm besonders durch die Einführung des von ihm gleichfalls erfundenen hydroelektrischen Akkumulators gelang. Dieser Apparat hatte die Bestimmung, das für die Wasserhöhenmaschinen erforderliche Wasser unter einem starken Druck zu sammeln und für die einzelne Arbeitsleistung vorrätig zu halten. Er besteht aus einem senkrecht stehenden Zylinder, in welchem ein mit mächtigen Gewichten belasteter Kolben (dicht wie bei einer Pumpe) taucht. Zum Füllen dieses Kraftmagazins brachte Armstrong Dampfmaschinen in Gebrauch, welche Druckwasser in den Zylinder des Akkumulators pumpen und dessen Kolben nebst den Gewichten in die Höhe treiben. Heute baut man die hydraulischen Krane meist direkt, das heißt man läßt die Säule statt in den Boden in einen in den Boden fundierten Preßzylinder ein, und indem man Wasser von 12 bis 20 Atmosphären Spannung in den Zylinder leitet, hebt sich die Säule, auf deren Grundfläche dieser Druck nach aufwärts wirkt, samt ihrem Ausleger und der angehängten Last. Das Niederfinken geschieht bei geöffnetem Auslaßrohr durch das eigene Gewicht. Bis zu welcher Kraftleistung die Armstrong'schen Erfindungen durch weitere technische Vervollkommnung des hydraulischen Krans gebracht werden konnten, veranschaulicht unser Bild. Die Überführung solch eines Geschüßhauses auf ein am Kai liegendes Kriegsschiff nahm früher zwei Tage in Anspruch; jetzt dauert der Prozeß zwanzig Minuten. J. P.

Zuverlässige Angestellte. — Ein Pariser Bankier übergab einem anderen in Gegenwart von dessen beiden Prokuristen fünfzigtausend Franken zur Aufbewahrung. „Hebe mir das Geld auf, bis ich zurückkomme, also zwei Monate.“

„Einverstanden!“

Nach zwei Monaten erscheint der Bankier, um seine fünfzigtausend Franken wieder zu holen.

„Welche fünfzigtausend Franken?“ fragt der andere.

„Nun, die ich dir vor meiner Abreise zur Aufbewahrung gab.“

„Du irrst dich wohl. Ich weiß von nichts.“

„Was soll das heißen? Deine Prokuristen sind Zeugen.“

„Schön, lassen wir sie kommen, wenn du willst.“

Die Prokuristen werden gerufen, und ihr Chef fragt sie: „Wissen Sie etwas davon, daß dieser Herr mir in Ihrer Gegenwart fünfzigtausend Franken übergeben hat?“

Einer nach dem anderen sagt entschieden: „Nein!“

Ihr Chef läßt sie abtreten und wendet sich dann befriedigt zu seinem verdutzten Freunde: „Da hast du deine fünfzigtausend Franken. Ich wollte nur sehen, ob ich mich auf meine Leute verlassen kann!“

D. v. B.

Magenmüdigkeit. — Die Klagen über Magenstörungen sind alltäglich geworden, und die Menschen, die sich eines ständig guten Magens erfreuen, gelten als Seltenheiten. Man sucht die Ursachen dieser gewiß nicht angenehmen Erscheinung an den verschiedensten Stellen, aber man vergißt dabei gewöhnlich eine Sache, die vielen als eine Kleinigkeit erscheint, die aber zuweilen recht schwer in die Waagschale fällt und bei unverständiger Behandlung schon Hunderttausenden trübe Stunden bereitet: die Magenmüdigkeit. Der Landwirt weiß sehr wohl, daß es eine Bodenmüdigkeit gibt, bei der nur eine Aenderung der Düngung und eine Ruhepause dem Boden neue Kräfte zuführen kann. Nun, gerade so ist's bei der Magenmüdigkeit, und jeder, der ein wenig über die Körpervorgänge nachzudenken pflegt, wird beobachtet haben, daß an gewissen Tagen beziehungsweise in gewissen Augenblicken der Magen eine Abneigung gegen diese oder jene Speise oder Flüssigkeit hat. Der Magen ist dieser Sachen überdrüssig, und jeder Zwang zu ihrer Aufnahme wird sich bitter rächen.

Tage-, wochen- und monatelang kann ein Krankheitszustand, eine Reizung der Innenwand des Magens bestehen, die sich aus der Verstimmung der in sie eingebetteten Nerven ergibt und ihr Unbehagen über den ganzen Körper erstreckt. Und nicht bloß einer gewissen Speise, eines bestimmten Trankes kann der Magen überdrüssig sein, sondern der Speisen und Getränke überhaupt, wenn man ihn zuvor allzuviel mit denselben angefüllt hat. Wie viele Leute kommen von einem Festessen nach Hause, wo sie des Guten zu viel getan haben und vielleicht zwei- oder dreimal so viel aßen, als sie sonst zu essen pflegen und auch zu essen nötig haben, und wundern sich, daß sie Tags darauf keinen Hunger haben. Statt dem armen Magen nun Ruhe zu gönnen, peinigen sie ihn mit allen möglichen Reizmitteln.

Das versteht jedes Schulkind, daß die Beine Ruhe brauchen, wenn man sie bei einem übermäßigen Marsche erschöpft hat, dieselbe Regel aber auch für den Magen anzuwenden, das fällt nicht einmal klugen Erwachsenen bei. Und das rächt sich bitter, denn in der Ruhe bildet der Magen neue Kräfte, läßt man ihm aber diese Ruhe nicht, die er selbst so dringlich verlangt, indem er zu gegebenen Zeiten, und zwar nach vorausgegangener Überbürdung, weiteren Speisen — und Getränken — Aufnahme verweigert, so muß sich seine Erschöpfung als unvermeidliche Folge einstellen. Er gibt eben den letzten Vorrat seines Kräftebestandes aus und gelangt damit zum Bankrott.

Das mögen sich viele gesagt sein lassen, die heute nur darum magenkrank sind, weil sie die warnende Stimme des ruhebedürftigen Magens beständig ersticken, mit Reizmitteln den Appetit zu neuem Essen und Trinken künstlich erwecken und die Nahrungsaufnahme erzwingen, die die Natur zum Besten des ganzen Wohlbefindens zu verhindern wünschte. E. P.

Kinder als Helden. — Es ist nicht ganz selten in der Geschichte vorgekommen, daß kleine Kinder durch ihre Geistesgegenwart und ihren naiven Wagemut großes Unglück verhinderten. Einige solche Fälle, sämtlich aus den beiden letzten Jahrzehnten, seien hier angeführt.

Der westindische Zuckersabrikant Joseph Martin bewohnte eine Villa in Kingston auf Jamaica. Dieser stattete eines Nachts ein

berüchtigter Einbrecher namens Boney Troß einen Besuch ab. Schon hatte er den Geldschrank ausgeräumt und war mit seinem reichen Fange recht zufrieden, als sich auf einmal leise die Thür zu einem anstoßenden Zimmer aufthat und ein fünfjähriges Mädchen auf der Schwelle erschien. Es hatte munter in seinem Bettchen gelegen und den Mondschein auf einem Bilde gerade ihm gegenüber spielen sehen, als ihm ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer auffiel. Ohne Zögern stand das kleine Ding auf und sah nach, was da geschah. Der unangenehm überraschte Räuber wollte auf die Kleine losstürzen; diese aber trat in ihrem Nachtröckchen an einen Tisch mit feinen Porzellannippes, der neben der Thür stand, und sagte laut: „Wenn Sie nicht auf der Stelle weggehen, stoße ich den Tisch um!“

Der Verbrecher stand einen Augenblick unschlüssig da. Daß sie ihre Drohung ausführen würde, sah er ihr an, und daß das Klirren der herabstürzenden Figürchen in der Stille der Nacht das ganze Haus aufgeschreckt hätte, konnte er sich auch sagen. Er hatte einen geladenen Revolver bei sich, und es durchzuckte ihn: Schieß sie nieder! Das aber widerstrebte ihm, gerade weil sie so mutig da stand.

Dieser Augenblick der Unentschlossenheit war sein Verderben. Der Hausherr war noch auf und hatte in einem angrenzenden Zimmer mit seinem Verwalter gerechnet. In dem großen Schweigen ringsum war die Stimme seines Kindes vernehmlich an sein Ohr gedrungen. Im nächsten Augenblick war er mit seinem Angestellten in dem Salon, von woher sie zu kommen schien, und wiederum einen Augenblick später war der Einbrecher überwältigt. Das Gericht sprach später öffentlich dem heldenhaften Kinde seine Anerkennung aus. —

Die viereinhalbjährige Tochter des Kapitäns vom Amerika-Dampfer „Wildgans“ rettete nicht nur ihr und ihrer Familie Leben, Hab und Gut, sondern die ganze Besatzung und alle Passagiere ihres Schiffes dazu. Das kam so. Die „Wildgans“ wurde auf offener See von einem Blitzstrahl getroffen und angezündet. Eine ungeheure Panik ergriff die Reisenden. Alles stürzte an Deck, jeder wollte der erste sein, um in eines der Rettungsboote zu gelangen. Als das kleine Töchterchen des Kapitäns aus seiner Kajüte

trat, sah es sich einem drängenden, stoßenden, heulenden Haufen anscheinend Irrsinniger gegenüber. Die Kleine war ganz gefaßt und begriff nicht, warum die Menge so außer sich war. Sie stellte sich ihr dreist entgegen und rief in beruhigendem Tone: „Aber so seid doch ruhig! Papa ist ja schon gegangen und löscht das Feuer!“

Das Feuer löschen — an diese Möglichkeit hatte noch niemand gedacht. Alle hatten ohne weiteres das Schiff aufgegeben und nur an ihre eigene Rettung gedacht. Erst die Mahnung des kleinen Kindes brachte sie auf den Gedanken, selbst löschen zu helfen, eine Aufgabe, welcher der Kapitän mit der Schiffsbesatzung allein nicht gewachsen war, die aber jetzt, da hundert willige Helfer sich ihnen zugesellten, wohl zu lösen war. Die beruhigende Versicherung des Kindes, daß ja Papa das Feuer lösche, hatte ein Wunder bewirkt. —

Eine noch weit folgenschwerere Rettungstat ging von einem vierjährigen kleinen Jungen aus. Dieser, der Sohn eines bretonischen Zollsoldaten, hatte die üble Angewohnheit, des Abends nicht gern schlafen zu gehen. So trieb er sich auch eines Abends spät noch am Meeresufer umher, während sein Vater schon schlief, die Mutter aber noch ihres Mannes Anzug flichte. Da bemerkte er zwei ihm unbekannt Männer, die emsig an der Landseite des großen Dammes Erde wegschaufelten. Das fiel ihm auf; er rannte zu seiner Mutter und erzählte es ihr. Der Frau fiel es noch mehr auf, sie fragte, ob denn der Schleusenwächter dabei gewesen sei. Das verneinte der Knabe. Der Wächter habe auf der Bank vor seinem Häuschen gelegen und fest geschlafen. Darauf weckte die Frau ihren Mann, und der kleine Junge schilderte ihm ganz erregt, wie fremde Männer an dem Damm ein Loch schaufelten, und der Wächter daneben schlief. Sofort schlüpfte der Zollsoldat in seine Uniform und stürzte an den bedrohten Damm. Wäre dieser durchbrochen, so war ja sein Haus zuerst bedroht, nächstdem aber das ganze wohlbevölkerte Tal im Gebiete von drei Quadratmeilen Landes.

Der Mann kam gerade noch zurecht, um die Untat zu verhindern. Bei seiner Annäherung sprangen die Schurken davon. Sie hatten in dem Damme ein Loch gegraben, das groß genug war, um ein mächtiges Stück Dynamit aufzunehmen zu können,

das sie in der Eile vorm Beglaufen hineingepreßt hatten. An dem Dynamit war eine Zündschnur befestigt. Hätte sich einer der schlimmen Gesellen nachher noch hinschleichen und die Schnur anzünden können, so wäre eine Explosion erfolgt, die das Wasser in ungeheurem Strome auf das ahnungslose Tal losgelassen hätte.

Der mutige Mann holte das gefährliche Zeug aus der Öffnung heraus, machte es unschädlich und stellte sich als Wache an der Unglücksstelle auf. Der amtlich bestellte Wächter war nicht zu ermuntern, er kam erst am nächsten Tage wieder zu sich. Die Anstifter des Verbrechens hatten ihn durch präparierten Schnupftabak betäubt. Auf Grund der Beschreibung, die er und der kleine Junge von den beiden Unholden gab, konnten diese zwei Tage darauf verhaftet werden. C. D.

Geistreiche Antwort. — Eleonore Duse, die berühmte Schauspielerin, befand sich eines Abends in einer Gesellschaft. In der Unterhaltung berührte man auch die Frauenfrage. Einer der Gäste bemerkte trocken, daß die Frauen niemals die gleichen Rechte wie die Männer beanspruchen könnten. „Erst wurde der Mann gemacht,“ begründete er seinen Ausspruch, „und vom Manne kam erst das Weib.“

„Ganz recht,“ sagte die Duse. „Es ist natürlich, daß vor der Blume erst der Stengel wächst; aber das kann man doch kaum als einen Beweis der Minderwertigkeit der Blume nehmen.“ M. N.

Der Schmuck einer Milliardärin. — Das nebenstehende Bild löst beim Betrachten recht verschiedene Empfindungen aus. Mrs. George F. Gould hat sich mit ihrem berühmten Perlenschmuck, in dem es nicht an Diamanten fehlt, photographieren lassen, und man kann beim Anblick der Photographie und beim Mustern dieses Schmuckes von den Riesenperlen des Diadems bis herab zur untersten Perle der großen Kette wohl bedauern, daß man diese Kostbarkeiten nur im Bild und nicht in ihrem natürlichen Schimmer und Glanz bewundern kann. Es ist übrigens nur die Hälfte des Schmuckes der Milliardärin, der ihre schlanke Gestalt umgleißt, und diese Hälfte soll nicht weniger als 8 Millionen Mark wert sein. Jay Gould war der erste Amerikaner, der sich der Eisenbahnspulation mit solchem Erfolg widmete, daß er in kurzer Zeit viele Millionen verdiente. Als er starb, hinterließ er ein Vermögen von



Mrs. George J. Gould mit ihrem Perlenschmuck.

rund 400 Millionen Mark, das seine Nachkommen inzwischen ins Ungemessene vermehrt haben.

B. G.

Der Haß bei den Tieren. — Haustiere wie wilde Tiere zeigen oft allgemeinen Haß gegen andere Arten. Die interessantesten Fälle sind dabei die, welche ererbten Haß zeigen. Die Furcht vor den natürlichen Feinden einer bestimmten schwächeren Art erweist sich als so stark, daß auch die neugeborenen Jungen sie schon empfinden. Alle Rinderherden hassen instinktiv die Hunde. Man kann dies wohl auf die Zeit zurückführen, als die wilden Herden immer in Gefahr waren, von wilden Hunden oder Wölfen angegriffen zu werden, die um die Herden herumschlichen und auf jede Gelegenheit warteten, ein hilfloses Kalb von der Herde abzusondern und niederzureißen.

Wie „Käze und Hund“ leben, ist sprichwörtlich geworden. Bei Hauskazen ist es zweifellos ein ererbter Instinkt, dessen Ursprung man heute noch bei einem ihrer größeren Verwandten nachweisen kann. In Indien hat der Tiger tief in den Dschungeln seinen Lagerplatz, und die junge Brut hat nur wenige Feinde. Wenn Bär oder Leopard zufällig über die Spur dieses Lagerplatzes kommen, so ziehen sie sich schnell zurück. Es ist sogar zweifelhaft, ob die große Riesenschlange eines der kleinen Pelzkätzchen stören würde. Aber die großen Rudel umherstreifender wilder Hunde fürchten sich nicht; sie würden in jedem Falle die Jungen töten und fressen und der Mutter, wenn sie zurückkehrt, Troß bieten. Die Tigerin weiß dies sehr gut, und sie weiß auch, daß, wenn sie auch ein Duzend töten könnte, die anderen sie doch festpacken und ihr das Fleisch herunterreißen würden, unbekümmert darum, ob sie selbst auch dabei erliegen. Eine solche Tigerin wird in der Gefangenschaft jedes andere Tier ohne Zeichen von Haß beobachten; aber wehe dem Hunde, der in ihren Bereich kommt; kann sie ihn nicht packen, so wird sich ihr Born in Brüllen und wildem Mütteln an den Stäben ihres Käfigs Luft machen.

Der Leopard, der meist im Walde lebt und so leicht den Angriffen der wilden Hunde durch Aufbäumen entgehen kann, teilt dagegen diesen instinktiven Haß nicht, wenn auch der Hund ein Lederbissen für ihn ist, den er keineswegs verachtet. Das wissen wieder die Hunde gut, und sie legen deutlich Furcht vor den auf Bäumen lebenden Kазentieren an den Tag, während sie Tiger und andere auf der Erde lebende Kазen angreifen.

Die Affen, Löwen und andere Wüstentiere hassen die schwarzen

Menschen. Es wird mitgeteilt, daß, als eine Somalitruppe, die im Londoner Kristallpalast war und, zu einem Besuche des zoologischen Gartens eingeladen, das Löwenhaus betrat, die Löwen wie rasend waren und vor Wut brüllten. Die Affen zeigten sich erschreckt und ärgerlich, die Antilopen beunruhigt, und selbst die phlegmatischen wilden Rinder waren erregt. Sie erkannten ihre natürlichen Feinde wieder, die dunkelhäutigen Menschen, die jahrhundertlang in den Dschungeln und im Busche sie gejagt hatten.

C. L.

Sage von der Entstehung des Berges Waßmann. — Von dem Waßmann, diesem vielbesuchten Berg der Berchtesgadener Alpen, besteht eine Sage über seine Entstehung und die Herkunft seines Namens, die wenig bekannt ist und folgendermaßen lautet.

Vor uralten Zeiten herrschte über das Salzkammergut ein mächtiger König namens Waßmann, welcher seine Untertanen grausam bedrückte und auf alle erdenkliche Weise quälte. Schließlich ließ er sogar in teuflischer Lust die armen Bauern vor den Pflug spannen und durch seine Jagdhunde antreiben. Einer von den Bauern stieß mit dem Fuße eine Erdscholle weg, da kam unter derselben ein kaum fingerlanges Männlein hervor und sprang dem Bauern auf die Hand. Dieser wollte vor Schreck laut aufschreien, aber das Männlein legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund, winkte ihm dann mit dem Händchen und sprang gelenkig in die Rodtasche des Bauern. Zu Hause angekommen, zog dieser das Männlein aus der Tasche und stellte es behutsam vor sich hin. Dieses fing jetzt mit seiner, wispernder Stimme zu sprechen an und sagte: „Ich bin der König der Erdmännchen. Ich bin es müde, den Plackereien, die König Waßmann an euch ausübt, länger zu wehnen. Ich will euch daher von diesem Tyrannen befreien. Rufe deine Leidensgefährten zusammen.“ Der Bauer rannte fort und holte seine Kameraden. Als alle beisammen waren, sprang das Erdmännchen auf einen Holzkloß und sagte: „Morgen füllet eure Taschen mit Kieselsteinen an und werfet sie in dem Augenblicke, wenn Waßmann seine Hunde auf euch hezen wird, auf ihn.“ Bei diesen Worten war das Männlein verschwunden. Des anderen Morgens schien Waßmann wieder recht aufgelegt, die armen Bauern zu quälen. Doch kaum war das „Hussa!“ seinem Munde entschlüpft,

so fauften schon die Steine aus den Händen der Bauern auf ihn nieder. Die Kiesel vergrößerten sich im Fluge zu ungeheuren Felsstücken, und auf jedem derselben schien ein Erdmännchen zu reiten. Die Hunde flüchteten sich heulend zu ihrem Herrn und wurden mit ihm von den Steinen bedeckt. Da fingen die Steine auf dem Boden zu hüpfen an und türmten sich über Wazmann zu einem hohen Berge auf. Von den Erdmännchen hat man nie mehr etwas gehört. Wenn aber der Wind in einer Felspalte pfeift, so sagt man, das sind Wazmanns Hunde, welche heulend herumspringen. C. I.

Verschollene Reisende. — Einer kürzlich veröffentlichten Statistik zufolge verschwinden jährlich ungefähr 2000 Personen vom Erdboden, gerade als wenn die Erde sie verschlungen hätte. Der größte Teil dieser Unglücklichen besteht aus Ferienreisenden.

Vor einigen Jahren herrschte in Amerika große Aufregung über das Verschwinden des Generaldirektors der Nord-Eisenbahngesellschaft, Mister H. F. Egan, eines noch jungen Mannes. Er unternahm mit einer größeren Gesellschaft von Freunden einen Ausflug in die Felsengebirge in einem von der Gesellschaft gestellten Extrazug zur Hochwildjagd. An einer kleinen Station verließ Egan mit einigen Freunden den Zug, um, wie er sagte, sich die Beine etwas zu vertreten. Der Direktor schlug dann einen Seitenpfad in den Wald ein. „Ich bin gleich wieder zurück. Will mich nur mal ein bißchen umsehen,“ rief er seinen Gefährten zu. Mit diesen Worten verschwand er, und nie ward er wieder gesehen. Als er nicht zurückkehrte, wurde die Gesellschaft ängstlich und begab sich auf die Suche nach ihm. An der Station telegraphierte man um Hilfe, und nach wenigen Tagen waren 400 Jäger, Detektivs und Indianer auf der Suche nach dem außergewöhnlich beliebten und tüchtigen Mann. Doch alles vergebens. Sein Schicksal ist bis heute unenträtselt.

Einige Jahre früher erwartete Mister Artur Winstanlay, der Obersheriff von Leicester, einer der vollstümlichsten Männer Mittelenglands, im Hafen von Folkestone seine Mutter und Schwester, die aus Boulogne anlangen sollten. Der Dampfer kam zur festgesetzten Zeit an, und die geängstigten Damen fragten die versammelte Menge vergebens nach ihrem Verwandten. Dieser war nirgends mehr zu erblicken. Seit er in freudiger Erwartung den Hafendamm betreten hatte, war und blieb er verschwunden.

Ein junger Ehemann aus Lancashire, Aufseher in einer großen Wollenweberei, hatte vor einigen Jahren ein furchtbares Erlebnis. Er unternahm mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Irland. Bald nachdem der Dampfer den Hafen verlassen hatte, äußerte sie sich ängstlich über die Sicherheit einer Handtasche, die sie in ihrer Kabine zurückgelassen hatte. „Wage nicht, ohne die Tasche wieder vor mir zu erscheinen,“ sagte der Gatte mit erheuchelter Strenge, und mit einer scherzhaften Antwort auf den Lippen verschwand die junge Frau in den unteren Räumen des Dampfers. Sie wurde nie wieder gesehen. Jeder Zoll des Schiffes wurde von den mitleidigen Passagieren und der Mannschaft abgesehen, doch die junge Frau war und blieb verschwunden. M. N.

Savoyardenmädchen. — Savoyen ist ein nach vielen Richtungen hin hochinteressantes Land. Steile Gebirgszüge mit trohigen Bergriesen und wichtigen Pässen wechseln mit von schäumenden Wildwässern durchrauschten Schluchten und mit Tälern ab, in denen sich saftige Wiesen und wohlbestellte Acker breiten. Seine Bevölkerung nimmt insofern eine eigene Stellung ein, als sich in ihr französische und italienische Elemente aufs innigste miteinander verschmolzen haben. Vor einigen Jahrzehnten noch waren die Savoyarden in den meisten Teilen Europas allbekannt. Die Knaben zeigten die Künste ihrer rotberockten Affchen, während die Männer mit ihren Bären und Kamelen von Ort zu Ort zogen. In Paris bildeten die Savoyarden eine eigene Kaminsfegergilde, welcher strengste Ehrlichkeit unter Androhung der Ausstoßung bei etwaigen Verfehlungen zum heiligsten Gebot gemacht war. Die jungen Mädchen dagegen verdienten sich ihr Brot meist als Straßensängerinnen, die ihre bald feurigen, bald schwermütigen Volkweisen zu einer kleinen Leier vortrugen.

Auch die Geschichte Savoyens ist fesselnd. Es wurde von dem deutschen Stamm der Burgunden kolonisiert, Jahrhunderte hindurch herrschten hier Herzöge und Könige aus deutschem Geschlecht, und noch im Jahre 1034 wurde es zu dem heiligen römischen Reich deutscher Nation geschlagen. Die Eigenart des Savoyardenvolkes prägt sich am schärfsten im Äußeren seiner Frauen aus. Gemäß der halb französischen, halb italienischen Abstammung sind es Erscheinungen von bestrickendem Reiz. Dunkle, große Augen,

ebenholzschwarzes Haar, eine brünette, rosig übertönte Hautfarbe vereinigen sich mit einer edlen, hochwüchsigem Gestalt. Daher ist es kein Wunder, wenn vielfach Savoyardenmädchen, die zu ihrer Feier in den Städten saugen, dort ihr Glück machten und sogar in hochadelige Familien einheirateten.

Eine solche reizvolle Savoyardin führt uns Sichel, der Schöpfer einer Reihe anziehender Gemälde, in seinem fein empfundenen Bilde „Savoyardenmädchen“ vor, dessen künstlerische Wiedergabe in Druck wir in diesem Jahr unseren Abonnenten als prächtigen, in zarten Farben gehaltenen Zimmerschmuck darbieten und von dem wir eine verkleinerte Nachbildung, die nur eine allgemeine Vorstellung von der Schönheit unseres wundervollen Kunstblattes erwecken soll, auf der zweiten Vorsatzseite des vorliegenden Bandes beifügen. Die Rechte der anmutigen Mädchengestalt spielt mit dem welligen Haar, die schlanke Linke ruht auf der Leier, der schwellende Kirchenkund ist leicht geschürzt, und die dunklen Augen schauen uns sinnend an, als überlege sie, welches ihrer kleinen Liedchen sie zum Vortrag bringen soll. Die Bedingungen für den Bezug unseres geschmackvollen Kunstblattes ersehen unsere Abonnenten aus der Anzeige auf der zweiten Vorsatzseite dieses Bandes. Th. S.

Eine Heldin der Mode. — Die Baronin de Savigny, die in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts eine der tonangebenden Modeschönheiten von Paris gewesen war, erkrankte mit achtzig Jahren schwer, und es war keine Aussicht auf Rettung. Ihre Kammerfrau verließ sie eines Tages, um ihr etwas Tee zu bereiten. Plötzlich hörte sie aus dem Krankenzimmer ein heftiges Poltern. Sie eilte hinein und fand zu ihrem Entsetzen ihre Bedienerin vor dem Spiegel zu Boden gesunken. Neben ihr war ein Nachttisch mit allerlei Gerät umgestürzt.

„Aber um Gottes willen, Frau Baronin, was tun Sie?“ fragte sie besorgt und half ihrer Herrin schleunigst wieder ins Bett.

„Ach, ich mußte notwendig die neue Haube probieren, die ich gestern erhielt. Ich verlerne ja sonst ganz das Ankleiden,“ entgegnete die Greisin. Th. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

•Roben und Bloufen auf Battift, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko

Seidenstoff-Fabrik Union

Mutter franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich,**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.

Filiale: **BERLIN**
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

Umsonst u. franko

sendet illustrierten

Pracht-Katalog

hervorragender Neuheiten in

Musikwaren etc.,

ca. 5000

Gegenstände enthaltend. Beste Einkaufs-Quelle.

Wichtig für jeden. Bitte zu verlangen.

Fritz Hammesfahr

Fabrik und Versandhaus

Foche bei Solingen.



Versand per Nachnahme oder vorherige Kassa. Beste Raslermesser der Welt.



Neuheit!

Nur bei mir zu haben.

3 jährige Garantie.

- Kronen-Diamantstahl M. 3.25
- Kronen-Silberstahl M. 2.25
- Rasiermesser, Weissheft . . M. 1.50
- Rasierschalen und Pinsel à M. 0.25
- Rasierseife und Pulver . . . à M. 0.25
- Streichriemen M. 1.—

Haarschneidemaschine „Perfekt“

mit Gebrauchsanweisung, nach welcher jeder ohne Vorkenntnis die Haare auf 3, 7 und 10 mm Länge schneiden kann. Sollte deshalb in keiner Familie fehlen.

☛ **Komplete Raslergarnitur mit Blutstiller in feinem Etui M. 4.25, 6.—, 8.—** ☛

Zu haben in Drogerien u. Haushaltsgeschäften.

Für Küche Haushalt, Badezimmer
Laden, Hôtel, Restaurant ist

SAPONIA

ein vorzügliches Putz- u. Scheuermittel
besonders für Gegenstände aus
Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.
Saponia-Werke In Offenbach a. M.

Zu haben in Drogerien u. Haushaltsgeschäften.



Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

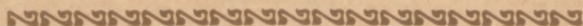
Selt über 18 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

Verdaunungsstörungen, sommerlichen Diarrhöen, Brechdurchfall, Anaemie, Rachitis, Skrophuloie.

Einfache, zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama.

Ein wohlschmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdaunungsstörungen.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

Vor der Kur.



DESSAU (Anhalt).
Paschen's orthopädische
Heilanstalt *

Nach 6 Monaten.



Rückgratverkrümmungen, Gelenkentzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen nach Gicht und Rheumatismus sowie nach Verletzungen usw. werden mit Erfolg unter Anwendung für den einzelnen Fall konstruierter mechanischer Apparate behandelt, ohne dass Patient zu Bett liegen muss. **Zander- und Röntgen-Institut** Schwedische Massage, Licht- u. andere Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens.

Prospekte in allen Sprachen durch das Bureau Dessau.

Herr Hofrat HESSING in GÖGGINGEN hat unsere oben illustrierten Heilerfolge für absolut unmöglich erklärt und deshalb Anzeige gegen uns bei der herzoglichen Staatsanwaltschaft hier erstattet. Auf den von uns geführten Wahrheitsbeweis ging uns folgender Bescheid zu:

„Das auf Anzeig des Hofrats Hessing in Göggingen gegen Sie wegen unlauteren Wettbewerbes eingeleitete Strafverfahren ist eingestellt worden.“

Dessau, den 16. Mai 1907.

Der erste Staatsanwalt.

Dr. Oetker's { Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.





Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

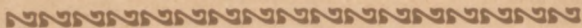
Seit über 18 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

Verdauungsstörungen, sommerlichen Diarrhöen, Brechdurchfall, Anaemie, Rachitis, Skrophulose.

Einfache, zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama.

Ein wohlschmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei: Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdauungsstörungen.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

Vor der Kur.



Nach 6 Monaten.



Paschen's orthopädische Heilmittel
DESSAU (Anhalt)

Rückgratverkrümmung
gen nach Gicht und Rheumatismus unter Anwendung für den einzelnen ohne dass Patient zu Bett liegen muss. Schwedische Massage, Licht- u. a.

Prospekte in allen Sp...

Heir Hofrat HESSING in Göggingen absolut unmöglich erklärt und die Anwaltschaft hier erstattet. Auf folgender Bescheid zu:

„Das auf An...
Göggingen...
Wettbewerbe...
ist eingestell...

Dessau, den 16. Mai 1907.

Dr. Oetker's

Millionen

Auf Wunsch ein...



Biblioteka Główna UMK



300020175561